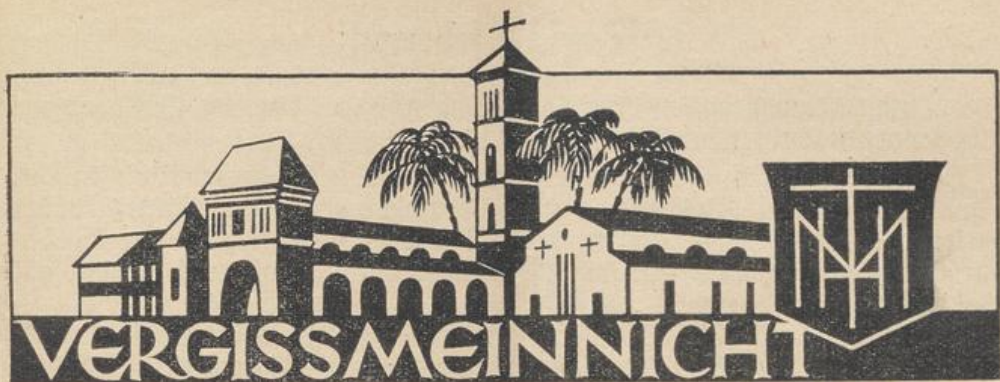




UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1936

2 (1936)



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 2

FEBRUAR 1936

54. JAHRGANG

Lichtmeß

Gottesmutter, ich geh' mit dir
Und ich fühl's an des Herzens Schlag,
Beide tragen das Liebste wir,
Lichtmeß ist heute — Opfertag!

Gottesmutter, es ist nicht leicht,
Niemand weiß das so gut wie du,
Und doch leuchtet im Auge dir
Weihnachtsfriede und Krippenruh!

Gottesmutter, du starke Frau,
Trage mit mir das Opferlicht, [droht,
Wenn mir das Schwert der Schmerzen
Zeig' mir dein Mutterangesicht!

M. Hauck

Mariä Lichtmeß

„Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, daher hat dich Gott gesegnet für immer und in Ewigkeit.“ Ps. 44.

Heute kommt die Gottesmutter das erstemal mit ihrem Kind in den Tempel, . . . von Bethlehem nach Jerusalem, wo der Ölberg düster aufragt und drüben im Norden der Kalvarienberg steht! . . . Engel gehen ihr unsichtbar auf dem zweistündigen Wege voraus, während sie still auf Jesus schaut und betet . . .

Und nun weißt der Herr, der Langersehnte in seinem Hause, im Hause des Vaters! Seit Menschengedenken haben Millionen und Millionen mit sehnender Seele ihn gesucht, mit inbrünstigem Verlangen seiner begehrt. „Wer kann den Tag seiner Ankunft ausdenken, wer wird stehen dürfen vor seinem Angesichte?“ (Malachias 3, 2) fragt der Prophet vier und einhalb Jahrhundert früher mit Worten, welche in der Epistel des Festes wiederholt werden.

Auf Marias Armen opfert sich Jesus dem Vater, wie er noch immer es tut in den Händen des Priesters . . . Betendes Volk ist da. Doch niemand sieht, was im Herzen Jesu vorgeht; niemand hört die Opferworte des Kindes. Seine Lippen sind ruhig und still. Verborgen im Innern lodert die Opferflamme, deren Weihrauchduft zum Himmel steigt. Was das Kind im Geheimen denkt, kommt auf die Lippen der Mutter. Sie macht Jesu Hingabe zu der eigenen: „Nimm hin, o Vater, was du gegeben, nimm hin das Liebste zur Erlösung der Welt! . . .“ Wie Maria als Mädchen und Tempeljungfrau gebetet, so spricht sie es heute wieder im Tempel aus, nur mit ganz anderer Inbrunst, mit tiefer Demut! . . . Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, o holde Fürstentochter! Magst du schweigen, magst du reden, wir schauen auf dich. Auch Gottes Auge sieht dich mit innerster Wonne; sein Segen ruht auf dir in alle Ewigkeit . . . In Ewigkeit ist Maria als Himmelskönigin geehrt und gepriesen — wegen ihrer heroischen und offenen Anteilnahme an dem Opfer ihres Sohnes. —

Mein Christ, geh auch du heute ein auf die Gesinnungen deiner himmlischen Mutter und des Kindes, das in früher Jugend sich Gott darstellen läßt. Laß jetzt Opfergebete auf deine Lippen kommen. Böse Worte halte fern von deiner Zunge! Gehst du zum hl. Opfer, muß „über deine Lippen Anmut ausgegossen sein!“ . . . Rein und sanft seien Zunge und Lippen, auf daß der Heiland in der hl. Kommunion mit Freude sich hinlegen lasse auf deine Zunge, auf deine Lippen!

Fastenzeit

Eine Zeit besonderer Gnade und göttlicher Erbarmung ist diese Fastenzeit. Einst in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erfasst, ersetzte sie die jährliche Geisteserneuerung der modernen Tage. Die Fastenwochen waren im alten Geiste der Liturgie große gemeinsame Exerzitien für Priesterschaft und Volk. Da schöpfte man mehr als sonst aus den Quellen des Heiles. Je energischer man sich von den Geschöpfen abwandte . . . in strenger Enthaltung von allen irdischen, leiblichen Genüssen und frei-

gebiger Almosenspende, desto näher kam man dem Schöpfer, desto reiner, freier und freudiger fühlte sich bald die ringende Seele.

Da büßte man mit den Büssern, da lebte man mit den Katechumenen, die in der Osternacht die Taufe, Firmung und erste hl. Kommunion empfangen wollten, und erlebte so nochmals die eigene Jugend des Glaubens und der Gnade. Welche Erinnerungen, welche Vorsätze aus der Vergangenheit traten vor die Seele, wenn man die einzelnen Tage der Fastenzeit wieder mit denselben Gebeten und Liedern, den gleichen Lesungen und Zeremonien feierte wie ehemals, wenn man an denselben Stätten heiliger Erbauung kniete, wo man sich noch als begeisterten jungen Schüler des Christentums sah! Wert und Würde eines ganzen



In Erwartung neu eintreffender Missionare im Hafen von Durban
Photo: Mariannhilller Mission

Christen, die Heiligkeit und Strenge seiner mit selbigem Verlangen übernommenen Pflichten, kamen so zum ergreifenden Bewußtsein! . . .

Und in Rom, von wo alle „römische Liturgie“ ausgeht, da zog man in den Tagen der Fastenzeit mit einem zahlreichen Volke von Katechumenen, Büssern, Gläubigen und einer großen Priesterschar zu den berühmtesten Grabkirchen der Märtyrer. Meist hielt der Papst selbst den erhebenden Bußgottesdienst mit einer passenden Predigt. Man hieß das die „Statio“ (Standplatz) die liturgische Hauptfeier des Tages. Diese „Statio“ wird noch heutzutage, wenn auch in einfacherer Form gehalten und zahlreiche Besucher aller Nationen kommen jeden Tag in die von altersher, teilweise schon von der Zeit Gregor des Großen bestimmten Kirche. Sie ist sinnreich geziert. Die Reliquien und Andenkengegenstände des Heiligen sind ausgestellt, vielleicht kann man neben der Kirche noch Überreste vom Hause, von Zimmern des Heiligen sehen . . . An diese ehrwürdigen Stätten der römischen Andacht muß sich im Geiste versetzen, wer die Messen der Fastenzeit recht verstehen will. Und er findet eine wechselreiche Fülle von herrlichen Vorbildern für das fromme, büßende Leben der Fastenzeit, er findet tägliche Fürsprecher und Gnade und

Vergebung. — Alle Heiligen aber waren Nachahmer des gekreuzigten Herrn und Königs der Märtyrer, der schließlich allein aus den Täuschungen des Erdenlebens die Seinigen über den schmalen, rauhen Kreuzweg zur himmlischen Osterglorie geführt hat. — d —

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Gründung einer neuen Missionsstation im Transkei. Am Feste des hl. Erzengels Michael (1935) wurde im Transkei vom Apostolischen Präfekten von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM., eine neue Missionsstation gegründet und dem hochw. P. Lehmann RMM., dem Missionar der dortigen Gegend, zur Mitbetreuung übergeben. — Große Scharen von Eingeborenen strömten von nah und fern herbei, um an den Eröffnungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Bei der Ankunft des Apostolischen Präfekten und des Missionars trat der Häuptling des Distriktes aus den Reihen seiner um ihn versammelten Männer und begrüßte die Ankömmlinge aufs herzlichste. — Dann wurde in der neuen Schulkapelle schnell ein kleiner Altar hergerichtet und die Türen und Fenster ausgehoben, damit alle Anwesenden der Handlung gut folgen konnten. Die Zahl der Kirchgänger, die draußen stehen bleiben mußten, war viel größer als die Zahl derer, die in der Kapelle Platz gefunden hatten. Der Apostolische



Missionsstation St. Gabriel (Mariannhiller Mission)

Photo: Mariannhiller Mission



Eine Außenschule von Mariannhill, Enkanhezi

Photo: Mariannhiller Mission

Präfekt hielt der großen Eingeborenen-Versammlung zuerst eine begeisterte Predigt in ihrer Muttersprache. Er gewann damit sofort die Herzen aller. Auf die Ansprache des kirchlichen Obern antwortete der Häuptling im Namen des ganzen Stammes mit aufrichtigen und innigen Dankesworten und gab die Versicherung ab, daß er sich persönlich alle Mühe geben werde, mit den Missionaren in bestem Einvernehmen zusammen zu arbeiten; denn er habe sie deshalb in den Transkei gerufen, weil er deren segensreiche Arbeit für die Eingeborenen in Natal gesehen habe und überzeugt sei, daß die katholischen Missionare auch im Transkei alles tun werden, um die Lage der Eingeborenen in jeder Hinsicht zu verbessern. Er wolle seinen Stammesbrüdern durch die Vermittlung der katholischen Missionare auch die Segnungen der christlichen Lehre und Kultur verschaffen und nicht hinter anderen Stämmen zurückbleiben.

Nachdem der Häuptling seine Rede beendet hatte, brachte der Missionar, P. Lehmann, das erste heilige Mesopfer auf dem Plaze dar. Das war für die Eingeborenen ein einzigartiges, nie gesehenes Schauspiel. Ergriffen und voll Staunen und Bewunderung folgten sie der heiligen Handlung. Die Schulkinder der benachbarten Missionsstation St. Patrick trugen durch ihre gut einstudierten und tadellos vorgetragenen Lieder viel zur Erhöhung der Feierlichkeit bei.

Nach dem Festgottesdienst erfolgte die äußere Feier des Ereignisses. Der Häuptling selbst hatte für seine Leute einen Ochsen und ein Schaf gespendet. Bald brannten einige offene Feuer, auf die entsprechend große Kessel gesetzt wurden. Nicht lange dauerte es, da fing das Ochsen- und Hammelfleisch in den Kesseln an zu brodeln, oder es schmorte an den

über die Flammen gehaltenen Speeren. Die Leute waren in der besten Festesstimmung; sie lachten, sangen, tanzten und ließen sich den Kirchweihschmaus recht gut schmecken. Es war ein frohes Leben und Treiben, ein farbenreiches Durcheinander, ein Flattern von bunten Tüchern, ein Glitzern von Glasperlen und Armbändern. . . .

Als Schutzpatron erhielt die neue Mission den heiligen Erzengel Michael, den mächtigen Verteidiger der Ehre und Herrlichkeit Gottes. Er wird sicher die Mächte der Finsternis auch im Transkei besiegen und das weite dichtbevölkerte Land ringsum für Christus, den König des Weltalls, gewinnen, der nun auf einer schönen Anhöhe, die einen herrlichen Rundblick gewährt, seinen Gnadenthron aufgeschlagen hat. Die neue Missionskapelle ist viele Kilometer weit im Umkreis sichtbar und so ein Mahnzeichen für alle die des Weges ziehn. Gebe Gott, daß der Klang des Missionsglöckchens nicht bloß feierlich über die Berge und in die vielen Täler des Transkeis, sondern auch in die vielen dort zerstreut liegenden Hütten und in die Herzen der darin wohnenden Eingeborenen dringt und sie der Einladung zur Anbetung des Allerhöchsten in dem kleinen neuen Heiligtum folgen! —

Große Regen-Bittprozession in Mariannhill: Südafrika leidet immer furchtbarer unter der großen Trockenheit und dem Regenmangel. Deshalb halten die Missionare Bittprozessionen um Regen ab. So fand am Sonntag, den 20. Oktober 1935, eine große Regenbittprozession in Mariannhill statt. Die Beteiligung der Eingeborenen war außerordentlich stark. Die Prozession bewegte sich von der Mariannhiller Missionskirche zu dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Eingeborenendorf St. Wendelin. Als man dort angelangt war, hielt der Missionar von Mariannhill, P. H. Jakob RMM., zuerst eine ernste Predigt, dann folgte ein levitiertes Hochamt. —

Stammesfehden in Natal: Immer und immer wieder erwacht in den Zulus die von den Vätern ererbte alte Kampfeslust und Kriegsbegeisterung. Eine Kleinigkeit, ein Mißverständnis, ein unbedachtes Wort genügt oft, daß zwischen zwei Stämmen Feindseligkeiten ausbrechen. Erhält die Polizei von den Vorkommnissen rechtzeitig Kunde, kann meistens größeres Blutvergießen verhindert und der Streit wieder geschlichtet werden.

Ende Oktober letzten Jahres brach erneut zwischen zwei verfeindeten Stämmen in Natal ein Streit aus. Ein Häuptling, namens Mfafa führte 700 bewaffnete Soldaten ins Feld. Ein anderer Häuptling namens Timuni, sammelte 400 kampfeslustige Männer um sich. Schon rückten die beiden Haufen, die nach alter Zulu-Sitte mit Affagais, Wurfscheulen und Schilden ausgerüstet waren gegeneinander, da traf der Polizeikommandant von Natal mit Polizisten von Durban, Pietermaritzburg und Camperdown auf dem Kampfplatz ein. So wurde in letzter Minute ein schreckliches Blutvergießen verhindert. Es gelang den Streitenden lediglich 16 Hütten durch Feuer zu vernichten.

Wenn uns der herbe Kampf der Pflicht, das Ringen mit der Sünde gar oft so entsetzlich schwer wird, wie bitter hart muß es dem Heiden werden, den keine Sakramente mit ihren göttlichen Gnadenkräften läutern und stärken und trösten?

Abt Norbert Weber.

Zeige uns dein Reich!

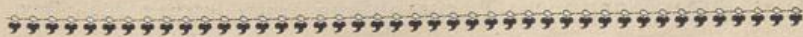
26.

Der elfte Abschnitt unseres Reich-Christi-Katechismus beantwortet die Frage nach dem eigentlichen Zweck und definitiven Daseinswerte aller Menschen und Dinge. — Alle Menschen von Adam bis zum Letztgeborenen vor dem jüngsten Tage bilden das Volk Christi, des Königs, den Leib des gottmenschlichen Hauptes. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach soll die ganze Menschheit eins mit Christus sein und bleiben. Trotz des Sündenfalles ist sie auch jetzt noch sein unveräußerliches Eigentum. Wenn auch geistig von ihm losgerissen, bleibt jeder Mensch doch geborener Untertan des Königs über alle. Nach vollzogener Erlösungstat des Hauptes kann und soll jeder einzelne Mensch überdies lebendiges Glied seines Leibes werden. Dann erst ist er ein realer, vollwertiger Mensch! In bewußter und widersegllicher Trennung von Christus aber degradiert sich der Mensch zum zwecklosen Mißgeschöpf und wertlosen, zersplitterten Fragmente. Er hat sich gleichsam selbst enthauptet und zur moralischen Leiche gemacht. Es wäre ihm wahrlich besser, „nicht geboren zu sein . . .“

Alle Dinge vom geringsten Stoffatome bis zur Zentralsonne der unermesslichen Sternenvelt und was immer noch an Materie sonst existieren mag, bilden das materielle Reich Christi, des Königs über alles. Absolut nichts ist davon ausgenommen, alles aber eingeschlossen in den wunderbaren Apparat, welcher größtenteils dem Bestande und Nutzen der Menschheit dient. Diese ganze erforschte und unerforschte Provinz des Gesamtreiches Christi bildet gleichsam den Saum seines Königsmantels. Derselbe kleidet und ziert Haupt und Glieder in der Zeit — und in veredelter Form und Vollendung durch alle Ewigkeit!

Der Vollwert des gesamten Volkes und Reiches Christi kommt erst durch die Besitzergreifung und Verfügungstat des königlichen Herrschers zustande — im Laufe der Zeiten und ihrem grandiosen Abschluß: Christus übergibt nämlich sich selbst und, lebendig mit ihm vereint, sein ganzes Volk und Reich dem ewigen Vater zur höchsten Verherrlichung.

Fiat!



Der Eingeborene und das Gold Rhodesias

Von P. Josef Kammerlechner RMM.

Der Eingeborene und das Gold mag manchem eine ganz sonderbare Zusammenstellung scheinen, aber wir werden gleich sehen, was der Eingeborene mit dem Gold von Rhodesia zu tun hat.

Wenn man hier in Rhodesia die Tatsache bedenkt, daß das Land fast nichts selbst erzeugt, sondern mehr oder weniger alles eingeführt werden muß, so möchte man sich wundern, von was denn eigentlich das Land in Gang erhalten wird. Aber es wundert einen nicht mehr, wenn man einmal gesehen hat, welchen Goldreichtum das Land birgt. Das Gold ist das wahre Lebenselixir Rhodesias. Wie die Schwämme in einem guten Regenjahr, so wachsen bei uns im Matabeleland die Goldbergwerke gleichsam aus dem Boden heraus. An allen Ecken und Enden hört man das eintönige Hämmern der Goldstämpfen. Tag und Nacht geht diese Musik ununterbrochen weiter und es klingt einem in den Ohren, wie der nimmerzufättigende Goldhunger der Menschheit. Gold und immer mehr Gold, das ist die eintönige Musik dieser unzähligen Goldstämpfen.

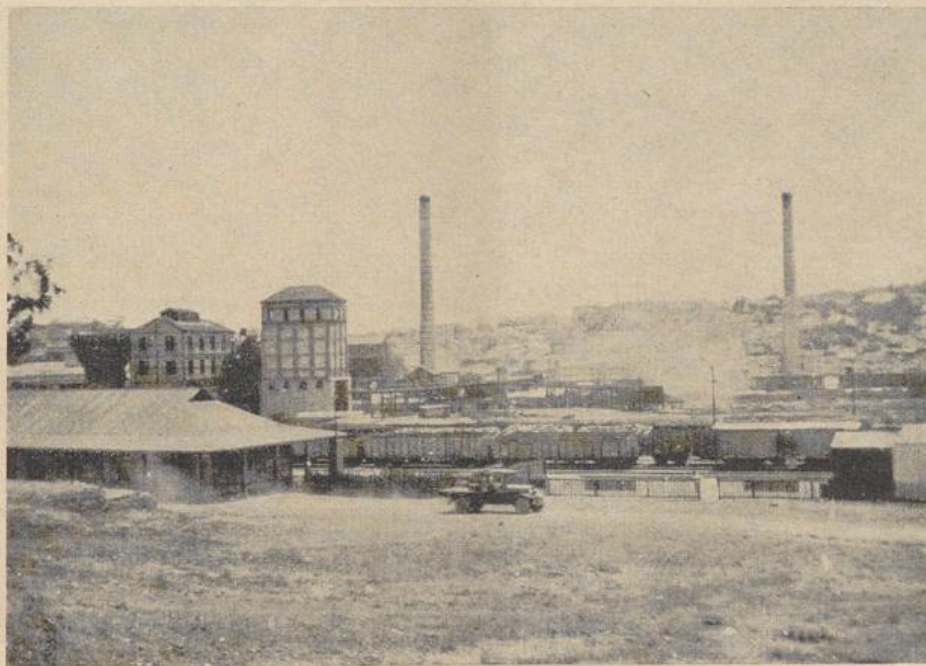
So sah sich der Missionar von Bulaiwaho vor das Problem gestellt, diese vielen Goldbergwerke einmal vom missionellen Standpunkt aus zu betrachten und immer wieder wurde ihm berichtet, daß an gar vielen dieser Arbeitsstätten Katholiken eingestellt waren. So mußte der Hirte doch einmal nach diesen verlassenen und zerstreuten Schäflein Ausschau halten und es stellte sich gar bald heraus, daß es da ein gutes Stück Seelsorgsarbeit gab. Allerdings konnte er nicht mit dem Hirtenstab losziehen, denn diese Schäflein sind gar weit entfernt, sondern das Motorrad, das ihm gute Seelen geschenkt haben, mußte ihn hinaus-tragen viele, viele Kilometer weit.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen-famen“, sagt der große Schiller. Ja, dieses Dichterwort gilt auch von den schwarzen Bergleuten. Wenn in einem Bergwerk nur fünf Eingeborene arbeiten, so kann der Missionar fast mit Sicherheit rechnen, daß jeder einem anderen Stamme angehört und seine eigene Sprache spricht. Am wenigsten sind die eigentlichen Matabele vertreten, gerade als ob sie fühlen würden, daß es nicht zuletzt das Gold ihres Landes war, das den Untergang ihres Reiches verschuldete. Am meisten sind die Eingeborenenstämme des Nordens vertreten.

So kann man ruhig sagen, daß zwei Dinge den Reichtum Rhodesias begründen: Das Gold und der Eingeborene. Nun wird sich mancher denken, was hat denn der Eingeborene mit dem Gold zu tun? O sogar sehr viel; denn nur der billige eingeborene Arbeiter ermöglicht eigentlich den Abbau des Goldes hierzulande. Müßten die Unternehmer die teuren Löhne der Weißen zahlen, so würde sich vielfach der Abbau nicht mehr rentieren. So dürfen wir ruhig behaupten, der Eingeborene gehört notwendig zum Goldreichtum des Landes; denn nur durch seine billige Arbeit ist das Gold tatsächlich ein Reichtum für das Land. Da kann man sich aber auch schon gleich denken, daß der Eingeborene skrupellos ausgenützt wird, man will nur seine billige Arbeitskraft, im übrigen kümmert man sich blutwenig um ihn.

Der Lohn ist sehr gering und es ist nur möglich damit auszukommen, weil er neben der äußerst geringen Barbezahlung auch immer die Ver-

pflegung vom Unternehmer bekommt. So wachsen natürlich neben den vielen Goldstampfen auch die dazugehörigen Eingeborenentraale aus dem Boden heraus, wie in einem guten Regenjahr die Pilze. Und überall gäbe es Arbeit für den Missionar, wenn die Sache nur einfacher wäre. Wie schon erwähnt, kümmern sich die Unternehmer blutigenig um das Wohl und Wehe ihrer schwarzen Bergleute, wenn sie nur ihre Arbeit tun. Als ich mich daher an die Oberverwaltung der einzelnen Bergwerke in der näheren und weiteren Umgebung von Bulawayo wandte, um Erkundigungen einzuziehen, ob an ihrem Bergwerk schwarze Katholiken beschäftigt seien oder nicht und ob ich einen Raum haben könnte, um diesen ab und zu eine hl. Messe zu lesen und die hl. Sakramente zu



Kohlenbergwerk Wankie (Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

spenden, habe ich meistens überhaupt keine Antwort bekommen oder eine mehr oder minder abschlägige. Aber deswegen konnte man die Sache nicht aufgeben; denn einige Christen haben immer wieder gebeten, man möchte doch einmal zu ihnen kommen. Und wie hat sich nun die Sache bisher entwickelt.

Meine ersten missionarischen Erfahrungen mit schwarzen Bergleuten habe ich in Wankie gemacht, dem größten Kohlenbergwerk Mittelafricas. Da nun tatsächlich der Kohlenreichtum Wankies unerschöpflich ist, so ist das Bergwerk auch dementsprechend gut ausgebaut. Eine unabsehbare Eingeborenentstadt zieht sich dort um den schwarzen Kohlenberg herum, der geschaffen wurde vom Abfall der guten Wankiekohle. Hier besteht diese Eingeborenentstadt aus ganz netten, schmucken Ziegelhäuschen, die zwar sehr klein sind, ja sogar viel zu klein für eine große Familie, aber immerhin macht dieses Eingeborenenviertel in Wankie einen sehr sauberen, soliden Eindruck. Hier in Wankie wird dann auch wenigstens noch ein wenig von der Verwaltung des Bergwerkes auf Ordnung und Reinlichkeit

und sogar auch etwas auf Sitte im Eingeborenenviertel gesehen. Wankie kann es sich eben leisten, denn eine große Kompanie ist dort der Unternehmer und zum großen Teil ist dieses auch das Verdienst des alten ersten Geschäftsführers des Werkes, Mr. Tompson. Ich will damit noch lange nicht sagen, daß Wankie ein Ideal ist, aber es ist jedenfalls weitaus das Beste, was ich bisher in der Eingeborenenfrage auf den Bergwerken des Landes gesehen habe.

Ganz anders ist das nun auf den Goldbergwerken, die vielfach von privaten Unternehmern geführt werden. Die Goldmine ist auch nicht auf weite Zukunft sicher gestellt, wie das bei den riesigen Kohlenlagern in Wankie der Fall ist, sondern die Goldader kann sehr bald wieder



Partie aus dem Eingeborenenviertel des Goldbergwerkes Turl-Mine
(Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

aufhören und dann muß der Unternehmer seine Arbeit wieder einstellen, so rentiert es sich nicht, dauerhafte Bauten aufzuführen. Selbst die wenigen Weißen, die an so einem kleinen Goldbergwerk beschäftigt sind, wohnen nur in Lehm- oder Wellblechhäusern. Ja, dem Unternehmer gehört nämlich gar nicht einmal der Grund und Boden, sondern die Landesgesetze geben ihm das Recht, das Gold auf fremdem Grund und Boden abzubauen, ohne daß er deshalb den Boden kaufen oder eine Entschädigung bezahlen muß. So hat der Unternehmer selbstverständlich kein Interesse daran, dauerhafte Bauten auf fremdem Grund und Boden hinzustellen. Daß unter diesen Umständen meistens dann für die Wohnungen der schwarzen Bergleute nichts mehr übrig ist, ist leicht verständlich und der schwarze Bergmann baut eben seine Hütte selber ganz genau im selben Stil, wie er es daheim auch gemacht hat. Nur nicht so sauber, da er als Bergmann nicht mehr so viel Zeit hat, wie einst daheim und so sehen diese Eingeborenenfraale bei den Goldstampfern meistens nicht

besonders einladend aus. Aber das interessiert ja den Missionar nicht gar so sehr, wenn es nur meistens sittlich besser aussehen würde unter den schwarzen Bergleuten.

So bringt wenigstens das treue Pferdchen (von der Ausdünstung abgesehen, ist es eben ein ganz großartiger Gaul) unser DKW-Motorrad nämlich, den Missionar heil an seinen Bestimmungsort und da nun kann er so leben, wie er es gerade gerne hat, nämlich mitten unter seinen lieben Schwarzen. Denn wie schon gesagt, in ihrer Interesslosigkeit für das Wohl und Wehe ihrer schwarzen Bergleute kümmern sich die Weißen auch nicht viel um den Missionar, wenn er kommt, um für die geistlichen Bedürfnisse ihrer schwarzen Arbeiter zu sorgen. So ist der Missionar nun etwas schlauer geworden, er verlegt sich jetzt nicht mehr auf das Briefschreiben an die weißen Herren, sondern er geht einfach los mit seinem Packesel, dem Motorrad, der geduldig den Herrn mit Sack und Pack trägt Kilometer und Kilometer weit und wenn er dann bei dem Bergwerksbetrieb angekommen ist, dann wird er seinen schwarzen alles wie ein hl. Paulus einst auch seinen Neuchristen alles geworden ist. Er teilt dann Wohnung und auch vielfach das einfache Mal mit seinen Schwarzen. O ja, auf dem Boden so einer primitiven Eingeborenenhütte, da schläft es sich so prächtig, wenn man müde ist und der Hunger ist auch heute noch der beste Koch.

Wenn man ihnen keine Umstände macht, haben dann auch die weißen Unternehmer nichts dagegen, wenn man sich der seelischen Bedürfnisse ihrer schwarzen Bergleute annimmt. Ja und die seelische Not dieser schwarzen Bergleute ist meistens riesengroß.

Man darf hier nicht denken: Was, eine riesengroße seelische Not und das sind doch alles noch Neuchristen? Und man denkt dann an die Katakomben in Rom und die Zeit der Märtyrer. Lesen wir aber nur die Briefe des hl. Paulus, dann leuchtet uns auch bei den paulinischen Neuchristen eine riesengroße seelische Not entgegen. Also so wundert sich der Missionar auch nicht über die Zustände bei seinen Schäflein in den Bergwerken. Ist es dann auch anders möglich? Viele von ihnen sind schon jahrelang auf den Bergwerken Arbeiter, sind bald hier, bald dort und haben dann oft 10 Jahre und auch mehr keinen Priester mehr gesehen. Dann aber muß man an unsere Schwarzen unwillkürlich denken, wenn man schon auf den ersten Seiten der Hl. Schrift die bedeutungsvollen Worte liest: Es ist dem Menschen nicht gut allein zu sein. Ja, was aber dann, wenn eben die rechtmäßige Frau daheim ist und der Mann jahrelang auf den verschiedensten Bergwerken arbeitet? Kann man dann sich noch wundern, wenn er nicht immer treu ist, und wenn Sünden vorkommen gegen die Heiligkeit seiner rechtmäßigen Ehe? Ja, leider ist es ihnen nur meistens viel zu leicht gemacht, denn da gibt es eben überall genug Frauen und Mädchen, die sich auf die leichteste Weise ihren Unterhalt verdienen wollen, wenn dabei dann auch Gottes Gesetze mißachtet werden.

Der Missionar wird ja meistens sehr gut aufgenommen von diesen seinen verlassenen Schäflein; denn sie freuen sich, daß man sie besucht. Viele aber haben kein Bedürfnis mehr für die Gnaden, die er ihnen vermitteln will. Natürlich haben sie auch oft keine Möglichkeit, da ja immer welche auf Schicht sind bei Tag und bei Nacht. Aber auch diesem Abel hat man abgeholfen durch das Privileg, im Notfalle auch an Wochentagen zwei heilige Messen lesen zu dürfen. Wenigstens haben sie

jetzt dann keine Ausrede mehr. Ja die seelsorglichen Freuden sind sehr gering bei der Missionsarbeit in den Bergwerken! Aber auch das sind Schäflein, wenn auch vielfach in die Irre gegangene und der Meister wäre nicht zufrieden mit seinem Missionar, wenn er kein Herz hätte auch für diese verirrtten Schäflein. Sie sind wirklich arme Schäflein; denn man kümmert sich so wenig um diese armen Menschen, wenn sie in Not sind. Ich habe da neulich auf einem Bergwerk einen alten Mann getroffen, der sich schrecklich seine Knie verbrannt hatte, aber niemand kümmerte sich um ihn, da es ihm eben nicht bei der Arbeit im Bergwerk geschehen ist, so hat sich der Doktor sogar geweigert ihn zu sehen, wie man mir sagte. Nur die Arbeit der Schwarzen wird geschätzt, nicht der Mensch. So ist es wiederum schön, auch für den Missionar, wenn er ein wenig Sonne bringen darf in dieses eintönige Leben der ständigen Fronarbeit in der Jagd nach dem Golde. Leider kümmert man sich nicht um sie außerhalb der Arbeitszeit und so sieht sich der Eingeborene selber nach Ablenkung und Belustigung um und leider nach seiner Art. Die einfachste Art, sich das Leben zu verschönern ist bei ihm das Bier und das tun sie nun auf diesen Goldbergwerken nur zu fleißig und nur zu ausgiebig. Daß natürlich diese Art der Lebensverschönerung nicht beiträgt zur Hebung der Sitten, braucht man nicht mehr eigens zu erwähnen. Ja, das Bier ist wohl noch nie und nirgends ein Schirm der Jungfräulichkeit gewesen und leider ist es das auch nicht bei unseren schwarzen Bergleuten. Das Interessante an der Sache ist, daß sie alle darüber schimpfen und doch alle tapfer mittrinken. Alle sagen einem dasselbe: Ja, Vater, das ist kein guter Platz, die Leute sind nicht brav in den Bergwerken. Aber wer macht denn das, daß man sagen muß: Es ist kein guter Platz hier, doch nur die Leute, die dort wohnen. Wenn nur alle eines christlichen Lebens sich befleißigen wollten, die einem das sagen, dann würde es schon nicht mehr ganz wahr sein, daß es kein guter Platz ist.

Vielleicht gelingt es mit der Zeit, wenigstens unsere Christen dazu zu erziehen, daß sie sich immer mehr vom sündhaften Treiben fernhalten und zum Sauerteig werden auch für die anderen Bergleute.

Wenn man nun das bedenkt, daß eigentlich das Gold nur durch die billige Arbeit, die durch die Eingeborenen geleistet wird, zum Reichtum des Landes wird, so kann man dann den Weißen nicht verstehen, der ruhig über den Schwarzen loszieht, die man nach seiner Meinung ruhig alle ersäufen dürfte, ohne daß man dabei bedenkt, daß eigentlich die Weißen von den Schwarzen leben und gar bald dem Hungertode verfallen müßten, wenn sie die billige schwarze Arbeitskraft nicht mehr hätten. Nur so können sie die Herren spielen und alle schwere Arbeit dem Schwarzen aufladen. So ist es wohl am Besten, wenn man jedem das Seinige gibt und auch den Eingeborenen leben läßt, das heißt dafür eintritt, daß er seinen geringen Bedürfnissen entsprechend ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein fristen kann. Ausnützungspolitik allein löst sicher nicht die so wichtige Eingeborenenfrage in den Kolonien, sondern nur die Liebe, die uns armen Menschen offenbar geworden ist in der ewigen, menschgewordenen Liebe, in Jesus Christus, unserm Herrn. Und diese Liebe hineinzutragen in die arme, verlassene Menschheit, das sei unser aller einziger Wunsch und unerjrockene Tat, des Missionars an der Missionsfront und des Heeres der Beter in der fernen Heimat.

Vater, es ist Dein Kuhmist

Von P. Solanus Petered RMM.

Erst seit kurzer Zeit bin ich nach der afrikanischen Missionsstation Citeaur berufen worden.

Citeaur in Burgund und dessen Stifter, der hl. Robert, das sind herrliche Namen, die seit 1096 die Welt mit Achtung und Ehrfurcht nennt. Ganz anders aber steht es mit dem afrikanischen Citeaur.

Wasser, Steine, Schluchten und Wildnis haben wir zwar auch hier; aber meine Abtei, d. h. das Pfarr- und Missionshaus, das ist einzig in seiner Art.



Eingeborenenviertel Chuens-Mine (Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

Es ist ein Lehmhaus, 4 Schritt breit und 5 Schritt lang und mit Stroh gedeckt, ohne jede Verschalung. Der Zimmerboden ist gestampfter Lehm Boden, wie wir es daheim in der Scheune hatten, eine harte Tenne.

Als ich da in diese Citeaur-Abtei einzog und den Tennenboden sah, machte ich wohl große Augen, aber ich blieb ruhig. Da kommt nach ein paar Tagen ein Schulkind, klopf an die Türe und sagt: „Vater, es ist Dein Kuhmist da, das Vieh war des Nachts auf dem Berge und war nicht im Stall.“ —

„Was willst du denn mit dem Kuhmist bei mir? Ich bin wegen der Leute hierhergekommen und nicht wegen dem Kuhmist. Wenn du mir etwas von den Heiden erzählen willst, dann ist es recht, aber nicht vom Kuhmist. Von dieser Sache mußt du mit dem Stallknecht und mit der Stallmagd reden, aber nicht mit mir.“

„Doch, Vater, der Kuhmist geht auch Dich etwas an, denn hie und da muß Dein Zimmerboden mit Kuhmist poliert werden.“

„Geh', geh', dummes Ding, sei gescheit, noch nie habe ich gehört, daß man mit Kuhmist polieren tut. Gehe mal nach der großen Hafenstadt Durban und frage dort die Gelehrten, womit man poliert und sei sicher, daß dir niemand Kuhmist anraten wird. — Warmen Kuhmist legt man auf harte Hundsgeschwüre auf, damit sie aufweichen, aber niemals gebraucht man denselben als Politur.“

„Doch, doch, Vater, wir Neger sind nicht studierte Leute, wie ihr Weißen, aber wir haben Hausverstand. Der Kuhmist tut ausgezeichnete Dienste als Politur des harten Lehmbofens. Wenn Du in Deinem Zimmer keine Kuhmistschmiererei duldest, dann wirst Du bald die bösen Folgen sehen, nämlich der Zimmerboden wird Risse bekommen und in diese Risse werden sich die Flöhe einnisten, die Du von den vernachlässigten heidnischen Kraalen mit nach Hause bringst, und bald wirst Du gar nicht mehr schlafen können vor lauter Ungeziefer und Du wirst mich bitten, ich solle doch ja schnell mit dem Kuhmistkübel kommen, um Dein Zimmer auszusmieren, auszuglätten und auszupolieren.“

„Gut“, sagte ich, „dann komme morgen mit dem Kuhmist und schmiere und poliere nach Herzenslust.“ So geschah es auch. Als ich dann wieder heimkam, fand ich einen heillofen Gestank in meiner Abtei. Türe und Fenster wurden den ganzen Tag weit aufgemacht, aber gestunken hat es drei Tage lang. Man sagt zwar, Kuhmist sei gesund; aber ich danke dafür.

Wenn das gewaltige Weltmeer nicht dazwischen wäre, so wollte ich die Missionsfreunde bitten, mir ein Blechhaus mit Verschalung hierher zu senden, damit ich ein vernünftiges Pfarrhaus bekäme, anstatt dieser Kuhmist-Abtei. — O du armes afrikanisches Citeau mit der Kuhmist-Politur — daß sich Gott erbarme. —

Missionsnähstube

im Pius-Seminar, Würzburg, Mariannahillstraße 1

Seit ungefähr drei Jahren hat unsere Mission in Würzburg eine Missionsnähstube. Dort arbeiten mehrere Dienstmädchen und auch andere Mädchen aus der Stadt um Gotteslohn und verfertigen Meßgewänder, Kelchwäsche, Altardecken und außerdem noch Kleider und Wäsche für arme Negerkinder. Für diesen Zweck verarbeiten sie oft alte Trachtenkleider und sonstige brauchbare Stoffe, die der Mission zur Verfügung gestellt werden. Auch manch altes Meßgewand geht wieder fast wie ein neues aus ihrer Hand hervor. Alljährlich bei der Aussendung junger Missionare veranstaltet diese Nähstube im Pius-Seminar Würzburg eine Ausstellung ihrer gefertigten Sachen und mit den neuen Missionspionieren wandern sie dann gleich ins Heidenland. Unsere Patres, die im Sommer in den schwarzen Erdteil zogen, konnten mehr als ein Duzend Meßgewänder und noch vieles andere mitnehmen.

Zweimal in der Woche kommen diese Missionshelferinnen in der Nähstube zusammen, um gemeinschaftlich zu arbeiten. Doch das nicht allein. Sie nehmen sich auch noch Arbeit mit nach Hause, die sie in freien



Aus der Missionsnähtube in Würzburg

Photo: Seminar, Würzburg

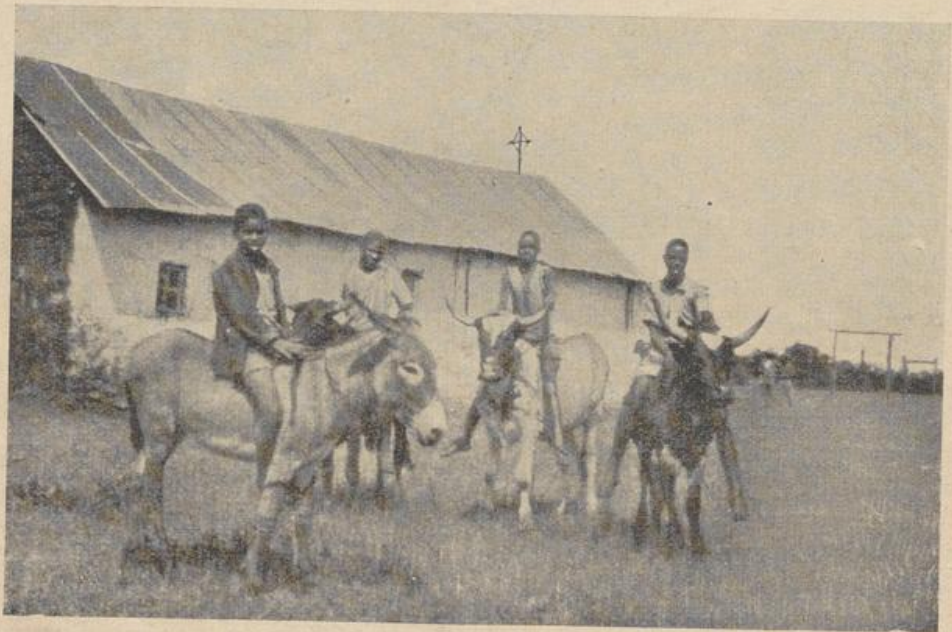
Stunden und Minuten vollenden. Das ist gewiß eine heroische Tat, wirst du dir denken — und du hast auch Recht. Denn seine karge Freizeit opfern, während andere dem Vergnügen nachgehen, das ist nichts Geringses. Aber du wirst staunen, wenn ich dir sage, daß auch du mithelfen kannst. Vielleicht bist du vom Lande und hast abgelegte oder aus der Mode gekommene Trachtenkleider. Es lassen sich aus den Bändern von Hauben, aus gut erhaltenen seidenen Halstüchern, Kopftüchern, Schürzen und Röcken schöne Meßgewänder verfertigen. Auf dem obigen Bilde kannst du dich leicht überzeugen. In der Mitte siehst du die Kleidungsstücke und rechts und links die fertigen Meßgewänder und Kleidchen. Auch Trachtenkleider, die nicht aus Seide sind, können leicht Verwendung finden. Die schönen bunten Halstücher geben die schönsten Kleidchen für die Schwarzen, weil diese die Farbenpracht, rot grün usw. besonders lieben. Auch alte Brautkleider wurden schon oft zu Meßgewändern umgearbeitet. Oder hast du Kleidungsstücke, die du nicht mehr tragen kannst, weil sie dir zu klein oder weil sie unmodern sind. Für ein armes Negerkind sind sie immer noch modern und mit der Größe hat man in Afrika Auswahl genug. Hat deine Kirche alte, abgelegte Meßgewänder? Für die Mission taugen sie oft noch.

Vielleicht kannst du auch selbst jetzt in den langen Wintermonaten ein Kleidchen aus Stoffresten und dergleichen machen.

Es dürfen ruhig verschiedene Stoffe und Farben sein. Vor allem sollen die Sachen praktisch d. h. sie sollen leicht und locker sein. Es gibt

auch schon Mädchenvereine, die auf diese Weise die Mission unterstützen. Geldgaben eigens für diesen Zweck werden gerne entgegengenommen (Nähtube, Pius-Seminar, Würzburg). Denn für Borten, Futterstoffe und dergl. gibt es manche Auslagen. Auch werden Schmucksachen, altes Gold und Silber für Kelche und Monstranzen dankbar entgegengenommen.

Hier, lieber Leser, hast du wieder ein Arbeitsfeld, dem Ioh. Heiland zu helfen, unsterbliche Seelen zu retten, an das du vielleicht noch nicht gedacht. Und wie leicht kannst du da helfen! Such deine Schränke und deine Kommode oder die Sakristei auch im oberen Stocke durch nach Sachen, wie du es oben gelesen hast. Denn immer wieder kommen Hilferufe aus der Mission: „Helft ihr in der Heimat“ . . . „ich kann alles brauchen“ . . . „während der ganzen Adventszeit und Fastenzeit muß



Matabelebuben auf ihren Reitpferden (Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

ich ein rotes Meßgewand tragen (violett müßte es sein)“ . . . „viele Kinder würden in die Schule und in die Kirche gehen, wenn sie nur Kleider hätten . . .“ Diese und noch viele andere Rufe dringen oft übers weite Weltmeer zu uns herüber. Auch da hast du wieder Gelegenheit, deine Himmelskrone zu verschönern und dir den Himmel zu verdienen; denn gerade am Ende der Welt wird Christus zu seinen Auserwählten sagen: „Ich war nackt und du hast mich bekleidet“. Und wenn du dann fragst: „Herr, wann warst du nackt und ich habe dir Kleider gegeben?“ dann wird er sagen: „In den armen Negerkindern hast du mich bekleidet.“

— k —

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Ein anderer Mann, der mit skeptischen, lauernden Blicken die Räume Mariannhills durchwanderte, war der später so bekannt und berühmt gewordene Mahatma Gandhi von Indien. Gandhi war in jungen Jahren Rechtsanwalt eines Inders in Natal und anlässlich eines Besuches seines Klienten benützte er die Gelegenheit, Mariannhill einen Besuch abzustatten, um die Behauptungen der Zeitungen überprüfen zu können. Seine in einer indischen Zeitung veröffentlichten Eindrücke lauten folgendermaßen:

„Wir hören das oftgenannte Wort von der „Ausbeutung“ der Eingeborenen durch die Missionare und andere, so daß es angebracht ist, einen Blick auf die wirklichen Tatsachen zu werfen. Mit solchen mißtrauischen Gedanken begab ich mich auf den Weg zu den Mönchen im Kloster von Mariannhill, in der Nähe von Pinetown, Natal. Eine Wegstunde von der Bahnstation Pinetown bringt uns zum Kloster, das verborgen hinter den Hügeln liegt und nicht sichtbar wird, bis der Besucher ganz nahe vor dem Klostergebäude steht. Ich hatte das Glück, einen Bruder als Begleiter zu haben, der ebenfalls dorthin ging. Ich hörte von ihm, daß er von der Missionsstation St. Michael kam, die in der Nähe erbaut ist.

Als ich an die Pforte kam, fragte ich gleich nach dem Bruder Martin, der mich hierher eingeladen hatte. Er begrüßte mich in der vornehm-freundlichen Weise, wie sie all den Brüdern hier eigentümlich ist, und führte mich persönlich durch die Räume des Klosters. Die Anlage ist sehr umfangreich. Ein großer Teil der Gebäude dient dem landwirtschaftlichen Betriebe, während andere Gebäude als Werkstätten für die verschiedensten Berufe eingerichtet sind. Hier finden wir Brüder und Eingeborene bei der gemeinsamen Arbeit als Tischler, Schmiede, Stellmacher, Sattler, Schuhmacher und als Glaser. Ich blieb stehen und beobachtete einen Zuluburschen, wie er ein gemaltes Kirchenfenster zusammenfügte und verlötete. Er stellte die Muster zusammen nach einem gezeichneten Plan, der neben ihm lag. So fand ich auch in den anderen Räumen die Brüder mit der gleichen geduldigen Sorgfalt bei den Eingeborenen beschäftigt. Ihre Mühe wird belohnt durch den guten Erfolg, den sie bei der Heranbildung der Schwarzen erzielen. Überall herrscht ein Geist der Gesetzmäßigkeit und Ordnung und der Sauberkeit. Das liebevolle Verhältnis der Brüder zueinander überträgt sich auch auf die Eingeborenen und sie nehmen instinktiv die gleichen Umgangsformen an. Hier erlebt man einen großen Gegensatz zwischen dem Verhalten der Ordensbrüder gegen ihre schwarzen Brüder und dem Verhalten der sonstigen Weißen gegen die Schwarzen außerhalb des Klosters. Dem Eingeborenen ist hier jede Gelegenheit gegeben, Fortschritte im Leben zu machen, und es ist nicht das geringste Zeichen vorhanden von einer Absicht, sie „niederzuhalten“. Ich befürchte, daß viel von dem Geschrei gegen solche Erziehung, die man auch „Ausbeutung“ zu nennen pflegt, die reinste Selbstsucht ist. Immer wieder hören wir das Gerede vom „Niederhalten“ des Schwarzen. Können wir sagen, welcher Platz dem Schwarzen gebührt? Wenn der Eingeborene Geist und Fähigkeit hat und einer höheren

Entwicklung seiner Eigenschaften zugänglich ist, um so seine Lebensstellung besser zu gestalten, sollen wir, die wir doch an die Freiheit unter der britischen Herrschaft glauben, ihn niederzuhalten versuchen?

Da sehen wir Eingeborene, die als Kinder auf die Missionsstation gebracht wurden, wie sie in der Schule herangebildet werden, wie sie ein Handwerk lernen und zu Männern heranwachsen. Bald verheiraten sie sich und gründen ein eigenes Heim, entfernt von der Anlage des Klosters. Doch sie kehren täglich zurück, um hier auf der Missionsstation ihre Arbeit fortzusetzen.

Die Mädchen lernen nähen, häkeln und die Hausarbeiten, überhaupt alle Pflichten, die sie für ihr späteres Leben nötig haben. Die ehrwürdige Mutter und die Schwestern des Klosters weihen ihr Leben für die Heranbildung dieser Kinder. Fern von der übrigen Welt bringen sie ihre Tage in schwerer Arbeit zu und am Ende legt man sie in ein einfaches Grab, das nur von einem schlichten Holzkreuz geschmückt ist.

Ich würde gerne sehen, daß alle meine weißen Freunde einmal einen Besuch bei den Mönchen von Mariannhill machen würden, um sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was ich zu beschreiben versucht habe, und ich glaube, sie würden eine ganz andere Ansicht über die Eingeborenenfrage sich dort aneignen."

Noch ein dritter Mann sei erwähnt, der offen, wenn auch widerwillig, Zeugnis ablegt für die Brauchbarkeit der Missionsmethode der Mariannhiller. Es ist das Mitglied des Kapstadter Parlaments und einer der fähigsten Sozialistenführer Südafrikas, Marrimon, der wohl der katholischen Mission aus begreiflichen Gründen kein besonderes Wohlwollen entgegenbringt, trotzdem aber öffentlich gestand: „Während wir (Parlamentarier) beraten, Enqueten abhalten, Resolutionen fassen und dabei nichts oder fast nichts erreichen, haben die Mönche die soziale und die Rassenfrage praktisch gelöst.“

Diesen nüchternen Anerkennungen möge sich das begeisterte Bekenntnis zu der Mariannhiller Unterrichtsmethode anschließen, das im Juli 1928 von der Konferenz der südafrikanischen Schulinspektoren bei ihrer Tagung in Mariannhill abgelegt wurde. An der Tagung nahmen Teil 70 schwarze und 35 weiße Schulinspektoren, Professoren der Universitäten von Kapstadt und Johannesburg, Direktoren der verschiedenen anderen Hochschulen und Lehrerseminarien und in den letzten Tagen auch Sir Sasti, der Generalagent sämtlicher Indier in Südafrika — also die Elite der Schulmänner Südafrikas. Sämtliche Teilnehmer waren, wie aus einem herzlichen Dankschreiben an den Abt zu ersehen ist, mit dem in Mariannhill Gesehenen und Erlebten sehr zufrieden und erklärten sich bereit, wieder gerne zu kommen. Der Bericht eines Teilnehmers hebt folgendes hervor:

Die Tagung wurde am 1. Juli, 7.30 Uhr abends, von Dr. C. Loram, Mitglied der „Kommission für Eingeborenen Angelegenheiten“ in Pretoria und 3. 3. Hauptvorsteher für Erziehungswesen in Natal, eröffnet.

Der Redner hob in seinen Ausführungen vor allem auch die Gründe hervor, die ihn, den Einberufer der Tagung, bevogen hätten, Mariannhill als Tagungsort auszuwählen. Er sagte unter anderem: „Als es feststand, daß die Winterkurse, die seit einigen Jahren nicht mehr gehalten worden waren, dieses Jahr in etwas veränderter Form wieder aufgenommen werden sollten, gingen meine Gedanken sofort nach Mariannhill. Sie fragen mich vielleicht: Warum nach Mariannhill? Sind Sie



Hochw. P. Adolf Schmitt, Hochw. P. Michael Freh, Hochw. P. Bausenwein
in Bulatwaho, Rhodesia
Photo: Mariannhiller Mission

Denn ein Katholik? — Ich antworte: Nein, ich bin kein Katholik. Aber nichtsdestoweniger habe ich verschiedene für mich ausschlaggebende Gründe gehabt, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten will. Ein Hauptgrund war der: Der letzte Kurs, welcher vom Departement für Erziehung von Natal arrangiert worden war, hat vor einigen Jahren als letzter in seiner Art auch in Mariannhill stattgefunden. Wir haben dem Kloster und den Klosterinsassen von damals noch eine Dankeschuld abzutragen. Deshalb wollten wir als Gentlemen handeln und den ersten Ferien-Kurs für ganz Südafrika wieder in Mariannhill beginnen.“

Darauf folgt noch eine Reihe anderer maßgebender Gründe: „In Mariannhill haben wir beständig das Beispiel der emsigen Arbeit und Pünktlichkeit vor Augen. Auch wir wollen während dieser Tagung und nachher im Berufsleben fleißig und gewissenhaft arbeiten für das Wohl Südafrikas; wir wollen pünktlich sein, wie die guten Mönche, die beim ersten Glockenzeichen aufstehen, in die Kirche gehen, beten, arbeiten, beten und wieder arbeiten. Auch wir wollen jetzt und später das „Ora et labora“ auf der Mariannhiller Klosterpforte in die Tat umsetzen. — Dann genießen wir in Mariannhill die zu unserer Arbeit so notwendige Ruhe in der Klosterstille und im Klosterfrieden; ferner die wohlthuende Gastfreundschaft, Freundlichkeit und den Frohsinn der Patres, Brüder und Schwestern. Am Morgen weckt uns das melodische, anziehende Glockengeläute und der Gesang in der Kirche; während des Tages stehen uns die verschiedensten Arbeitsräume offen und am Nachmittag üben wir uns in der Handarbeit und verfertigen allerhand nützliche Gegenstände, die wir zur Erinnerung an Mariannhill



Eingeborene Missionschwestern in der Mariannhiller Mission
 Photo: Mariannhiller Mission

mit nach Hause nehmen können.“ Der Oberinspektor beschloß seine Ansprache mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß alle Teilnehmer, Weiße wie Schwarze, Mariannhill in den zwanzig Tagen lieb gewinnen werden, als bessere Menschen fortgehen — ich gehe von Mariannhill bei jedem Besuch als besserer Mensch fort — und ein andermal wieder gerne kommen werden.“ (Ein ausführlicher Bericht ist im *Vergißmeinnicht*, 1928, Seite 205 ff., zu finden.)

Zum Schlusse möge noch der Bericht eines gebildeten Zulu Aufnahme finden, der wiederholt mit besonderer Befriedigung und Genugtuung konstatiert, daß Eingeborene — Kinder und Erwachsene, Männer wie Frauen — in den verschiedensten Werkstätten beschäftigt sind und Vorzügliches leisten. Auch die Akademie, die von den Studenten zu Ehren des Gastes gegeben wurde, fand den Beifall des Besuchers, namentlich deshalb, weil die Aufführungen fast samt und sonders in der Sprache der Eingeborenen geboten wurden, wie auch ihr Inhalt meist dem Leben der Eingeborenen entnommen war. Bezüglich des Wertes der Mariannhiller Erziehungsmethode sind zwei Stellen besonders bezeichnend. In der ersten heißt es: „Es wird heutzutage viel gesprochen, wie wichtig die Heimatindustrie für die Eingeborenen Südafrikas sei. In der Tat, dieser Punkt ist nicht genug zu beachten. Wie viel Gutes würde in verschiedener Beziehung die Durchführung dieser Parole ergeben, nämlich, wenn mehr unserer Anstalten — besonders auch in unseren Schwesterprovinzen — das Beispiel Mariannhills und einiger anderer Anstalten nachahmen würden.“ Die zweite bezieht sich auf den Gebrauch der Eingeborenen Sprache bei öffentlichen Veranstaltungen, und diesbezüglich heißt es: „Auch wieder ein Punkt, der leider nur zu sehr vernachlässigt wird von unseren Schulen und Kollegien. Möchte doch auch hier das Beispiel Mariannhills ein

Ansporn sein, dieser Seite in der Bildung unseres Volkes Beachtung zu schenken!"

Nachdem der Bericht noch den Besuch in den Schulen und Werkstätten anschaulich und begeistert geschildert, schließt er mit den Worten: „Mit Freuden erinnern wir uns deshalb an unseren Besuch in Mariannhill und was wir dort gesehen; mit Freuden, wenn wir denken an die Güte und Freundlichkeit, die uns von den Patres und Brüdern, von den Schwestern und Lehrern allenthalben erwiesen worden sind, mit Freuden ganz besonders aber auch deshalb, wenn wir denken an die Mühe, der sie sich unterziehen, um unser Volk zu erziehen, zu bilden, kurz und gut, um es einer schönen Zukunft entgegenzuführen. Möge das Werk gedeihen und die Zeilen, die wir hier geschrieben, als ein Zeichen der Dankbarkeit für all das Gute angesehen werden.“

(Fortsetzung folgt).

St. Paul auf der Hochebene

Südafrika bietet eines der abwechslungsreichsten Bilder unter den Landkarten unseres Planeten. Eine viel durchbrochene, bunte Reihe von Berg und Tal, bewaldeten Hügeln und kahlen Flächen. Quellen-, bach- und flußreiche Gegenden wechseln mit wasserarmen Steppen, wohlhabendes Farmgebiet der Weißen mit den „steinreichen“ Locationen der schwarzen Eingeborenen.

Die Einwanderer von Norden haben sich den besten Teil des Landes erwählt und den Ureinwohnern im Süden den schlechteren überlassen.



Katechisten und Gläubige der Außenstation St. Agnes (Hauptstation Rebelaer)

Photo: Mariannhiller Mission

Bei guter und emsiger Bewirtschaftung könnten die Schwarzen immerhin noch gedeihlich leben. Hierzu fehlt es ihnen jedoch an Kenntnis, Erfahrung und Arbeitseifer. So gestaltet sich die künftige Ernährungsfrage immer schwieriger, denn die Bantuzahl steigt von Jahr zu Jahr.

Die dunklen Flecken der Eingeborenen-Reserven nehmen etwa ein Drittel des hiesigen Landkartenbildes ein. Die Mission sollte sich eigentlich mitten in den Reservationen niederlassen, um auf die Bewohner unmittelbar einzuwirken. Doch da sind nur wenige Plätze von 1 bis höchstens 5 acres zu haben und das erst nach langen Verhandlungen mit der Regierung und den Chiefs, die sich oft noch länger bitten lassen. Die Mission braucht zum richtigen Betrieb größeren Maßstabes Boden unter den Füßen in möglichster Nähe ihrer Pflegebefohlenen. Darum sucht sie wenigstens an den Grenzen der Lokationen günstige Niederlassungen zu erobern, sei es durch Landankauf oder Pacht. Im Mariannhiller Arbeitsgebiete sind eine ganze Reihe solcher Plätze größeren oder kleineren Umfanges im Laufe der 50 Jahre besetzt worden. Einen von diesen haben wir „St. Paul auf der Hochebene“ getauft. Über seine Gründung und Entwicklung seit 30 Sommern hier ein kleiner Bericht, wie neulich über „Sankt Peter in Afrika“.

St. Paul, der größte Missionar — In Wort und Schrift und Tat,
Er segne uns vom Himmel her — Mit Licht und Kraft und Rat!

Die Filiale seines Namens gilt als zweite unserer Mariannhiller Hauptstation „Königin der Apostel“. Von letzterer liegt sie gute 4 Wegstunden entfernt auf einer hochgestreckten Ebene am Fuße zweier Höhenzüge. Hier gelang es, direkt an die Grenze der Eingeborenen-Reserve heranzurücken. Dort wohnt ein als hart berücktigter vielköpfiger Bantustamm, dem die Andersgläubigen kaum einige Schäflein abgewinnen konnten. So durften die Katholiken in das verschmähte Erbe eintreten und ihr Glück versuchen. Es geschah im Jahre 1904. Der Missionar hatte längst in dieser Gegend Grund und Boden gesucht, um endlich festen Fuß zu fassen. Allein die Negerköpfe waren so hart wie die Inahangane-Blöcke (eisenzerhaltiger Granit) ihrer felsigen Location. Trotzdem hatten sich schon an die 30 Jüngstbefehrte zusammengefunden, die erbaulichen Eifer zeigten. Sie baten um ein „Haus des Gebetes und der Predigt“, eine Missionskapelle in der Gegend. Innerhalb der Reserve war kein acre zu erhoffen. Die Ebene dicht an der Grenze gehörte zur Farm eines Buren, der zwar ein gutes Herz, aber ein minder gutes Religionsverständnis hatte. Er glaubte eigentlich nur an die sichtbaren Dinge und zweifelte an einem unsichtbaren Gott. Seine großen Pferde-, Rinder- und Schafherden und die 10 000 acres der Farm galten ihm alles; Seele, Kirche und Glaube jedoch kaum mehr als nichts.

Der sonst recht gemüthliche Holländer ließ trotzdem mit sich reden und überwies der Mission sogar ein schönes Stück seiner Hochebene zur Pacht auf 25 Jahre unter der Bedingung, daß ein guter Teil davon mit Bäumen bepflanzt werde. Die Gegend ist nämlich holzarm und somit eine Wattel- und Eufalyptusplantation sehr erwünscht. Die Vereinbarung kam zustande und wurde schriftlich festgelegt und von beiden Theilen unterzeichnet. Der Ort durfte umzäunt und samt den beiden Wasserquellen ein Vierteljahrhundert lang wenigstens frei benützt werden. Nach Ablauf der Zeit könne der Pacht jeeweils wieder um 25 Jahre verlängert werden. Als geborener Südafrikaner war der Bure mit den Eingeborenen und ihrer

Sprache wohl vertraut und keineswegs ein „Bantuseind“, wie manche seiner Nation. Er hatte die Schwarzen gern und diese nannten ihn allgemein „Baba“ (Vater). Zwar verlangte er von seinen Leuten stramme Arbeit, zeigte sich aber sonst gerecht und freigebig, jedenfalls generöser als viele Farmer.

Nun konnte man endlich an den Bau eines „Sonntagshauses“ (Sonto) denken. Es sollte geräumig und doch billig sein, denn die Neuchristen sind arm und der Missionar nicht reich. Aus den hier unhaltbaren Rasenschollen ließen sich aber keine Mauern aufführen. So entschloß man sich zum festesten Material: den Inhanganeblöcken am benachbarten Hügel. Die kosten kein Geld, freilich harte Arbeit, dauern aber dafür ewig. Mitten im Winter ging es an den Bau von Sanct Paul auf der Hochebene.

Als Begleiter und Nothelfer des Gründers von St. Paul durfte ich am Bau des zweiten Missionsorts der „Königin der Apostel“ teilnehmen. Hoch zu Roß zog ich eines frühen Wintermorgens 1904 mit dem Missionar aus, den besten Platz an Ort und Stelle zu wählen und die vier Mauern des künftigen Heiligtumes auszustecken. Nach dreistündigem Ritt langten wir auf der Ebene an der Farmgrenze an. Vor uns lag eine monumentale Bergmauer mit Felsenzinne. Rechts die unabsehbare Burenfarm. Links die Hügel und Täler der weiten Bantureserve. Zwischen den beiden erwähnten Quellen suchten und fanden wir bald die günstigste Stelle zum Kirchenbau. Fünf Meter von der Drahtumzäunung schlug ich den ersten Pfahl in den Boden: den Ausgangspunkt der Grundlinie und die Oeftecke der Mauern von Sanct Paul!

Es folgten die übrigen Linien und Pfähle des Grundplanes, die Einteilung der Türen und Fenster, die Anlage der nötigsten kleinen Nebengebäude; ein Zimmerchen für den Umfundisi (Missionar), ein Raum für den künftigen Lehrer und Katecheten, für Küche, Pferde und Arbeitsgeräte usw. Später auch ein kleiner Garten, ein Friedhof und die vereinbarten Waldanlagen. Das alles muß zum Voraus richtig eingeteilt und abgemessen werden. Auch in der Wildnis sind Plan und Maß von Nutzen und die Mission soll ja den Schwarzen nächst der Religion auch praktische Arbeit beibringen. Das Geistige und Materielle geht also Hand in Hand und Leib und Seele sind stets von einander abhängig, das Äußere vollendet das Innere.

Der erste Beginn solcher Missionsplätze im Heidenland hat ganz eigenartigen Reiz. Es ist ein unschilderbares Gefühl, ein feierlicher Augenblick, ein erwartungsvoller Moment! Es ist eine stille, weieheatmende Besitzergreifung des Ortes, der Gegend und des Landes im Namen der Kirche und des hl. Glaubens. Die Grundlegung einer katholischen Kultstätte, vielleicht für lange Jahrzehnte oder für die ganze Zukunft. Dem ersten Gebet auf dieser Stelle, dem ersten Spatenstich und Hammerschlag wird ein immerwährendes Ora und Labora folgen. Auf den ersten Stein werden hundert und tausend andre gelegt werden. Dem ursprünglichen Nothbau folgt mit der Zeit eine würdige Missionskirche, den wenigen Neubefehrten eine endlose Reihe von Katechumenen und Heiden. Der Missionar und seine Gehilfen sind das erwählte Werkzeug der göttlichen Vorsehung, welche diesen Platz von Ewigkeit her ausersehen hat zu einer Pflanzstätte des Christentums in Afrika! Hier soll bald das große Opfer des Neuen Bundes dargebracht werden. Der Weltkönig und Menschheitserlöser kommt persönlich an diesen Ort und wohnt mitten

unter seinen armen Afrikanern. Hier will er so viele Gnaden spenden, so reichen Segen austheilen, das Licht des Himmels leuchten lassen, ein Haus Gottes und eine Pforte des Jenseits öffnen! (Fortsetzung folgt.)

Brennende Missionsfragen

Es gibt viele Katholiken, die sich weder vom Stand des katholischen Missionswerkes noch von dem, was die Stunde hinsichtlich der Ausbreitung der Kirche verlangt, ein richtiges Bild machen. Ihnen sollen diese Zeilen etwas Stoff zum Nachdenken geben. Es ist sicher, daß das Missionswerk gewaltige Fortschritte gemacht hat, wenn wir einen genügend großen Zeitabstand als Vergleichsmaßstab nehmen.

Zum Beispiel: Im Jahre 1820 war Japan dem Apostolat absolut verschlossen. Im Jahre 1933 zählte man dort 251 Missions- und 73 japanische Priester, 423 ausländische und 355 japanische Schwestern.

Für ganz Siam gab es 1825 nur einen alten Missionar, 1933 zählte man in diesem Lande 41 fremde und 47 einheimische Priester.

Madagaskar zählte 1825 keinen einzigen katholischen Priester; heute wirken auf dieser Insel 183 fremde und 31 einheimische Priester, 229 ausländische und 147 einheimische Schwestern.

In Südafrika gab es im Jahre 1825 nur einen Priester, heute zählt man 602 weiße und 30 einheimische Priester.

Im Jahre 1825 war Zentralafrika verschlossenes Land. Auf den Inseln des Stillen Ozeans war die Kirche nicht vertreten; Australien war Sträflingskolonie; Korea duldet keine Missionare; in China lebten ein paar Priester in dauernder Unsicherheit; die Missionen Indiens hatten die Katastrophen Ende des 18. Jahrhunderts zum Zusammenbruch gebracht; im nahen Orient schien der Islam unangreifbar; Persien besaß fast keine Missionare mehr; im Kongo riet der Apostolische Präfekt selbst, die Mission zu schließen und die Missionare heimzuschicken; die Missionen Paraguays waren vernichtet, ihre Kirchen versanken unter dem Lianengewirr des Urwaldes, der sich wieder über sie ausbreitete, während die Indianer selbst in die Wildnis zurückkehrten.

Heute ist Zentralafrika blühendes Missionsland mit Hunderttausenden von Katholiken, auf allen größeren Inseln des Stillen Ozeans wirken katholische Priester, Australien feierte jüngst einen großen Eucharistischen Kongreß, China hat über 120 Missionsprärogel usw. 12 600 weiße Priester, 580 einheimische Priester, 6 400 ausländische Missionsbrüder, 2 300 einheimische Brüder, 32 400 ausländische, 18 000 einheimische Schwestern wirken in den Gebieten, die dem kirchlichen Missionsministerium, der Propaganda fidei, unterstellt sind.

Das ist eine schöne Armee. Das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung mit seinen Hilfswerken ist über die ganze Welt verbreitet, wird in allen Diözesen der Welt auf breiter Grundlage organisiert.

Bei näherem Zusehen aber ergreift den gläubigen Katholiken eine heilige Sorge um das Reich Christi. Denn es gilt nicht nur bestehende Christengemeinden zu erhalten und sie allein durch die natürliche Volks-

vermehrung wachsen zu lassen. Die katholische Kirche soll vielmehr in allen Ländern ausgebreitet werden.

Der islamitische Block steht noch. Jedes Jahr wächst der Islam. In Nordafrika, Ägypten, der Türkei, in Persien und im mohammedanischen Teil Indiens sind die Befehrungen ganz gering. Im großen Persien mit seinen 8 Millionen Einwohnern zählt man nur 10 Priester und 1100 Katholiken. Persien ist aber ein strategischer Punkt erster Ordnung für die Kirche. In der Türkei ist jeder Apostolatsversuch unmöglich. Arabien zählt 7 Millionen Einwohner und nur 688 Katholiken. Die 5 Priester sitzen alle in Aden. Der Zutritt ins Innere ist ihnen versperrt. Japan hat die Schlüsselstellung des Fernostens, zählt aber nur 100 000 Katholiken, von denen zwei Drittel Nachkommen von Altchristen aus dem 16. Jahrhundert sind. Dabei



Missionsstudenten in der Erholungszeit: Beim Pangspiel

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

garantiert die japanische Verfassung die Religionsfreiheit, und seit 50 Jahren erlebte dort die Kirche keine Verfolgung mehr.

Gewiß ist Mittelafrika ein Feld wunderbarer Missionserfolge, Aber hier wächst die Bevölkerung lange nicht in dem Maße wie in Japan, wo wir eine jährliche Volksvermehrung von 1 Million haben, während die Kirche im gleichen Zeitraum nur 2000 gewinnt. Altjapan hatte 1872 33 Millionen Einwohner, 1909 deren 50 Millionen. 1930 aber schon 64 Millionen. Seitdem die katholische Mission in Japan Fuß faßte, sind also ihre Schwierigkeiten viel größer geworden.

Man könnte aus den verschiedenen Missionsgebieten ähnliche Beispiele aneinanderreihen. Jedenfalls gewinnt die Kirche prozentual nicht soviel Seelen, um ihre prozentuale Stellung unter den Weltreligionen halten zu können, wenn die natürliche Bevölkerungsvermehrung der farbigen Völker in gleichem Tempo wie bisher weitergeht. In 50 Jahren wird die Welt 1 Milliarde Menschen mehr zählen. 800 Millionen werden davon, wenn die Lage bleibt, wie sie jetzt augenscheinlich ist, nichtkatholisch

sein. So wird man dann wahrscheinlich nur eine halbe Milliarde Katholiken und zweieinhalb Milliarden Nichtkatholiken zählen. Bei dieser Berechnung ist vorausgesetzt, daß die Gesamtlage der katholischen Kirche und der Mission sich nicht verschlechtert. Wollte die Kirche proportional zur Weltbevölkerungsvermehrung wachsen, müßte sie jährlich statt der 333 000 Neuchristen von heute, deren 6 500 000 zählen.

Kann man unter diesen Umständen verstehen warum die Päpste größere Anstrengungen machen, um allen Christen das Bewußtsein ihrer Missionspflicht einzuhämmern, um der Kirche wieder jene starke innere Missionskraft zu geben, die das Christentum auszeichnete.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Ursel wehrte mit beiden Händen ab. „Nichts, nichts. Mir ist ganz gut.“ Damit hegte sie hinaus. Kopfschüttelnd folgte Frau Werner den andern. Ruth atmete auf, als das Mädchen fort war. Sie hatte Frau Schnittger noch keine Antwort gegeben.

„Das Mädchen hat mir den Geschmack an diesem ganz idealen Werke Ihres Gemahls verdorben,“ wandte die Dame sich mit grollendem Tonfall in der Stimme zu Frau Melitta. „Ich kann mir nicht denken, Frau Doktor, daß Sie wissen, welche Wölfin Sie sich da zu diesen unschuldigen Lämmlein genommen haben. Da halte ich es wirklich für eine Pflicht der Freundschaft, sie aufzuklären.“

„Meinen Sie die Ursel?“ Melitta sah verlegen zu Ruth hin, die immer noch lauschte, ob das Mädchen nicht noch in der Nähe sei. Ruth kannte zu gut Ursels leidenschaftlich verwundbare Art in diesem Punkte und wußte, daß in einem Augenblicke niedergerissen werden konnte, was in Monaten mühsam aufgebaut worden war. Mit tiefensten Blicken wandte sie sich zur Professorin.

„Ich glaube, gnädige Frau, das wird nicht nötig sein. Wir kennen die Ursel wohl. Sie ist ja hier in nächster Nähe daheim. Ich selbst habe sie hierher geholt. Sie war damals krank. Es geht ihr aber jetzt wieder ganz gut.“

„Krank? Sie liebe Unschuld! Ich hätte nicht gedacht, daß es dem Mädchen wiederum gelingen würde, sich in ein ehrenhaftes Haus unter falschen Vorpiegelungen einzuschmuggeln, wie sie es bei mir fertig gebracht hat. Wie konnte ich ahnen, daß sich unter einem vertrauensertrockenen Außern so viel Schlechtigkeit verbirgt! Im allgemeinen pflegen Sünde und Laster dem Blick und Ausdruck und Wesen des Menschen ihren Stempel aufzu-

drücken. Bei diesem raffinierten Geschöpfe tappte man völlig im unsichern.“

„Weil der gute Kern in ihr sich immer wieder behauptete gegen all das ahnende Dunkle und Schlimme, das Geburt und Vererbung und Verhältnisse und Unglück und — die Härte der Menschen angesammelt hatten. Dieser gute Kern hat es nicht geduldet, daß das traurige Mal, das Menschen der geraden Straßen, der geschützten Höfen so gerne auf unglückliche Stirnen drücken.“

„Ich merke, daß Sie das Mädchen nicht kennen wie ich, Sie würden sonst nicht von Unglück sprechen,“ unterbrach die Professorin sie erregt. „Hätte ich es damals nicht aus Menschenliebe und aus Abneigung, meinen Namen durch Berührung mit solchem Schmutz zu beflecken, geschont, es sähe jetzt nicht in diesem ehrenwerten Hause, sondern — hinter Gittern.“

„Ja, schuldlos schuldig hinter Gittern.“

Ruth tat das Herz weh. Sie fühlte Luft aus alter, grauer Zeit um sich wehen, wo einer, der, selbst ganz ohne Sünde, doch ihren ganzen Jammer und ihr abgrundtiefes Elend kannte, auch Menschen gegenüberstand, die Steine in Richterhänden hielten, um sie auf ein unglückliches Geschöpf zu schleudern. Konnte sie diese strenge Frau, die auf ihren stolzen Tugendhöhen immer nur die Sirenen- und Lustklänge aus Sündentiefen gehört, die aber nie auch auf ein verzweifelndes „Deprofundis“ auf ein reuezerrißenes „Miserere“ aus Abgründen gelauscht hatte, konnte sie die belehren? Das Wort des großen Menschenerbarmers ging ihr halblaut über die Lippen: „Wer ohne Sünde ist werfe den ersten Stein auf sie.“

Vernehmlicher, als sie es wollte, hatte sie diese Worte gesprochen. Sie sah einen unsagbar abweisenden Zug über der Professorin Gesicht gehen und erkannte, hier

stand sie vor Felswänden, die nur einer mit Heilands Händen rühren könnte. Vielleicht würde das einmal geschehen.

Ruth drängte ihre Erregung zurück und sagte ruhig:

„Ich fand das arme Menschenkind in äußerstem Elend. Es vertraute sich mir mit einer schonungslosen Offenheit an. Glauben Sie es mir, gnädige Frau, dieses Mädchen gehört nicht zu denen, die verstockt, mit Lust und Lachen im Morast waten, sondern zu den Bedauernswerten, die beim besten Willen in unseligen Stunden sich wieder und wieder von dunklen Strömungen fortreißen lassen, vielleicht weil sich ihnen nicht einmal ein Strohalm als Halt bietet. Urjel — der Herrgott weiß es — ist in keiner Tiefe gewesen, aus der sie nicht die Hände um Hilfe nach oben gestreckt hätte. Ich weiß es. Da habe ich denken müssen, daß der Heiland so verzweifelte Hände nicht zurückstoßen kann — Da habe ich es auch nicht gekonnt.“

„Sie hätten den unsinnigen Trotz und Haß in ihren unheimlichen Augen sehen sollen damals, als ich sie plötzlich überführte,“ entgegnete unsicher die Professorin. „Da war nichts von Hilfesuchen. Später hörte ich, daß sie es dann noch toller getrieben hat als zuvor. Soll man da am ganz unrichten Blase Mitleid zeigen Das heiße das Laster hegen.“

„Vielleicht — fielen Ihnen damals nicht gleich die rechten Worte ein.“

Das Wort war Ruth peinlich, aber sie konnte es nicht ungehen. „Zu diesem eigenartigen Menschenkinde findet man den Weg nur in erschöpfend liebevollem Verstehen. Urjel ist nun vier Jahre hier. Ja, es ist anfangs schwer gewesen, sie zu lenken. Sie hatte den Glauben an die Menschen, an Güte, an Liebe ganz verlernt. Aber es war eine Mühe, die sich köstlich lohnte. Das weiß Frau Melitta. Dann und wann brach ihr angeborenes Naturell sich beängstigend wieder Bahn. Dann ließen wir sie sich mit den Kindern tummeln, oder wir nahmen sie mit zu elenden Kranken oder Armen. Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, da haben wir Kostbares an unserer Urjel erlebt. Um ein weinendes Kind, ja um einen geschlagenen Hund war sie den ganzen Tag traurig. Einer armen kranken Frau, zu der wir sie einmal schickten, hat sie ihr allerletztes Stück Wäsche heimlich gebracht und drei Nächte nacheinander bei ihr gewacht, bis meine Freundin, durch ihr blaßes Aussehen aufmerksam gemacht, dahinterkam und es ihr verbot.“

Die Professorin wurde immer unsicherer. Sie fühlte sich von Ruth beschämt und

überholt. Das verschmerzte sie nicht. Sie war doch auch fromm und in jeder Weise von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit! Auch sie kannte neben ihren Kindern keinen andern Lebenszweck, als der Menschheit zu helfen. Nun so etwas —!

„Ich achte Ihre Methode, Fräulein Heltorf“, sagte sie gezwungen. „Ich bin in andern, äußerst streng-rechtlichen Grundsätzen erzogen. Bei uns daheim wurde jedes bewußte Abweichen vom geraden, ehrlichen Wege schonungslos geahndet. Bei meinen eigenen Kindern kenne ich es auch nicht anders. — Lassen Sie uns nun zu den andern gehen.“

Die drei anderen Damen waren bei Beginn der Diskussion abgeschwenkt und sie warteten in der blauen Villa auf die Professorin und Ruth. Ruth kehrte, als Frau Schnittger ihrer Rechtsache wegen zu ihrem Onkel ging, zum Kinderheim zurück, um Urjel aufzusuchen. Keiner wußte, wo sie war. Da stieg sie die Treppe hinauf und klopfte an ihre Kammer. Klopfte einmal, dreimal. Wartete — und klopfte wieder. Endlich antwortete ihr ein unterdrücktes Schluchzen.

„Urjel, mach' auf! Du sollst mit mir zur kranken Sophie gehen. Ich kann ihren Fuß nicht allein verbinden. Du mußt mir helfen.“

Keine Antwort. Das Schluchzen wurde wild, unbeherrscht.

„Urjel, willst du mich hier stehen lassen? Soll ich den Weg durch die Eulenschlucht allein gehen?“

Ein zögernder Schritt, und der Niegel schob sich fort. Als Ruth über die Schwelle trat, sank Urjel auf ihr Bett und wühlte das verweinte Gesicht in die Kissen.

„Komm, Urjel, es ist Zeit. Wir sind sonst nicht zum Essen zurück,“ drängte Ruth, als wüßte sie von nichts.

„Ich kann nicht, — solange das Weib hier ist,“ kam's stoßweise aus den Kissen.

„Komm, Urjel, sei vernünftig. Es ist ja alles gut. Du mußt dich nicht von einem Zwischenfall so aufregen lassen. Komm jetzt.“

„Nun weiß ich's wieder, was ich bin. — Ich hatte es vergessen. — Sie wird es nun allen erzählen.“

Das Mädchen sprang auf. Ruth erschraf vor dem wilden Glackern in ihren Augen. „An ihren Kindern soll sie's erleben, was sie mir angetan hat! Kein Erbarmen soll sie finden, wenn sie ...“

Ruth griff das Mädchen, das ganz außer sich war, am Arm und sagte streng: „Urjel, komm zu dir! Noch in diesem Au-

genblicke bitte es dem lieben Gott ab, was du in der Erregung gesagt hast!"

"Ich kann nicht! Gegeißelt hat sie mich mit ihrem Blicke, die Pharisäerin! Sie soll es auch einmal erleben, wie so was tut!"

Ruth sah voll Mitleid auf das Mädchen, in dem alles wie ein Vulkan loderte, Haß wie Liebe. Nur mit Liebe, erkannte sie, würde sie in diesem leidenschaftlichen Herzen wieder Liebe wecken können. Sie nahm Ursel in ihre Arme und sprach weich und ruhig auf sie ein.

"Ursel, hat es so der Heiland gemacht? Willst du ihm denn ganz und gar entgegen sein? Und mir wehe tun?"

"Ihnen weh tun?" rief sie, riß sich los und trocknete ihre Tränen. "Das habe ich doch nie gewollt. Aber — die andere hat mir so weh getan."

"Nun, das hat die Dame auch nicht gewollt. Sie hat dich nicht gekannt wie wir. Aber nun kennt sie dich, und alles ist wieder gut. Nun komm."

Ruth hatte erst nach einigen Tagen zu der kranken Frau gewollt, die in einem abgelegenen Dörfchen ganz verlassen schon jahrelang an Knochenfraß darniederlag. Aber sie hatte in den vier Jahren erfahren, was zu solchen Zeiten der beste Balsam für Ursel war.

Sie gingen schweigend. Ursel mußte sich innerlich erst wieder zurechtfinden. Ruth fühlte, wie das Mädchen sie dann und wann wie fragend von der Seite ansah.

"Fräulein!"

"Ja, Ursel?"

"Sind Sie mir noch böse?"

"Kind, das war ich doch nicht. Ich habe dich doch begreifen können. Wir wollen gar nicht mehr dran denken."

"Es war aber Ables, was ich — der Frau Professor gewünscht hab'. Aber ich will's wieder gutmachen. Ich — ich möchte so gerne wissen, ob schon jemand ist, der . . ." Sie stockte und wurde dunkelrot. "Ich meine, . . ." Sie sprach mit der Frau Doktor von der kranken Frau im Hospital, die von einem gesunden Menschen Blut haben müsse, wenn sie am Leben bleiben solle."

Ursel blieb stehen und sah Ruth an mit einem so drängenden Bitten, daß ihr der Blick in die Seele griff.

"Der Herr Sanitätsrat hat noch um Weihnachten, als ich die schlimme Schnittwunde im Arm hatte, gesagt, ich hätte sehr gesundes Blut, überhaupt wäre ich wieder ganz gesund. Die arme Frau im

Hospital hat viele Kinder. Bitte, Fräulein, — Sie können es erreichen, — daß ich es darf!"

Ruth stieg es heiß in die Augen. Sie fühlte Heilandsfreude. Aber ehe sie Ursel ein Wort erwidern konnte, geschah etwas, das sie aller Antwort überhob.

Sie waren von der Fahrstraße über einen Steg gegangen, der über einen Mühlengraben führte. Da zeigte Ursel mit einem Schrei auf ein etwas, das im Wasser hintrieb: "Das Kind! Das Kind!"

Der Korb mit Lebensmitteln und Verbandzeug fiel zur Erde, und im nächsten Moment war das Mädchen auch schon mitten in der Strömung, die unaufhaltsam den Mühlenträdern zutrieb. Ruth sandte Stoßgebete zum Himmel. Gerne wäre auch sie dem Kinde zugesprungen, aber das wäre sinnlos gewesen. Sie sah, wie Ursel das Kind ergriff und sich mutig zum Ufer arbeitete.

Sie wartete ihr entgegen, um ihr so bald als möglich die Hand zu reichen. Da — Ruth wollte vor Schrecken das Herz stillstehen — mußte Ursel auf ein Hindernis gestoßen sein. Mit einem Ruck wurde sie in die Strömung zurückgeschleudert. Ruth vergaß alle Bedenken und wollte dem ringenden Mädchen nach, da fühlte sie sich von einem starken Griff zurückgerissen. Ein Mühlknecht arbeitete sich mit mächtigen Stößen auf die Ringende zu, die seit einigen Sekunden ganz untergetaucht war.

Ruth litt Todesängste. In diesem Augenblicke fühlte sie, wie sie das Mädchen liebte. Durch das knöcheltiefe Wasser tastete sie zum festen Ufer zurück. Und eilte zu der Stelle, wo der Müllerbursche eben mit seiner leblosen Last herantrieb.

In diesem Augenblicke sah sie eine laut schreiende Frau von der Mühle her über den Steg stürzen.

"Friedel! Wo ist mein Friedel?"

Da sah sie den Knecht keuchend und triefend eben festen Boden gewinnen. Mit dem einen Arm hielt er den schlaff hängenden Körper des Mädchens, die Hand war in das Wams des Kinder gekrallt. Mit dem andern Arm holte er mächtig aus und ließ ihn schließlich von Ruths Rechten erfassen.

Wild schreiend warf sich die Frau über das Kind und riß es an sich. Der Knecht aber entriß es ihr und begann, obgleich ganz erschöpft, Wiederbelebungsversuche. Ruth nahm sich Ursels an.

"Einen Arzt! Schnell, lassen Sie eilig einen Arzt holen!" rief sie der Frau zu, die in Weinkrämpfen immer wieder zu

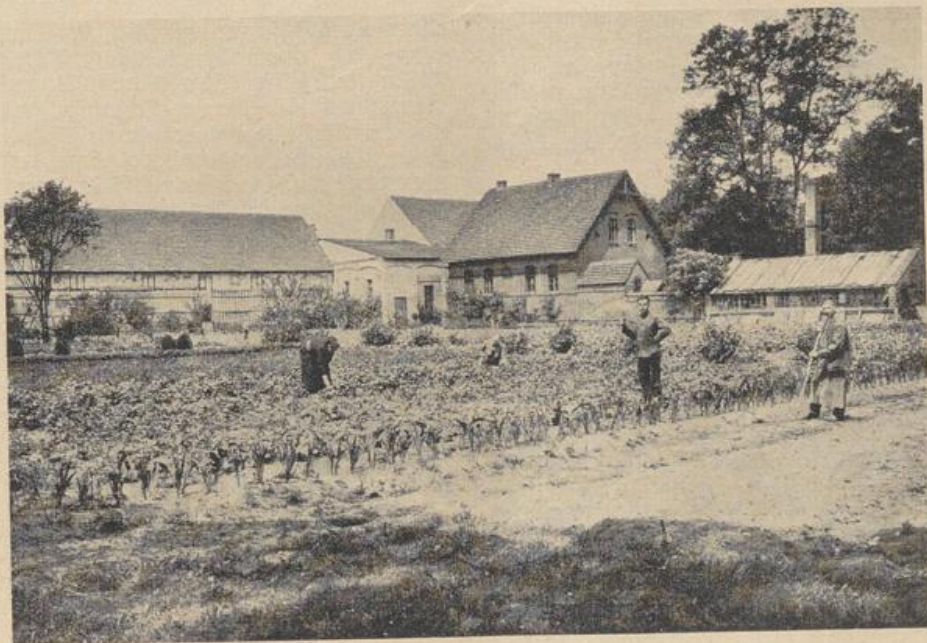
ihrem Knaben griff. Nun taumelte sie der Mühle zu. Ruth hörte sie jemand etwas zuschreien, und dann stürzte sie laut jammernd wieder zu ihrem Knaben.

Ruth wollte immer wieder die Kraft erlahmen bei ihren Wiederbelebungsversuchen. Sie flehte den Himmel an um ein einzig Fünkchen Leben für diesen leblosen Körper. Ihre Augen sahen nur das vom Wasser gedunsene Gesicht vor ihr, aus dem die Augen sie starr und gläsern anschauten.

Neben ihr ein Aufschrei wahnwitziger Freude. Die Brust des Kindes hatte ein hauchender Atemzug bewegt. Ruth ging eine wehe Freude durchs Herz.

zusammengewohnt hatten. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde,“ dachte sie unwillkürlich. Dieses getretene, vielgehezte Kind des Unglücks und der Schuld hatte mehr getan, es hat sein Leben hingeopfert für seine Feinde. Denn die Frau, die unter Lachen und Weinen eben ihr gerettetes Kind zur Mühle trug, war — die Kefel vom Lorenzenhose, die einst den ersten Giftpfeil in Ursels Kindesherz gestochen hatte.

Die Frau schrie auf und taumelte, als sie sah, wer der tote Gast war, den sie ihr in die Mühle brachten. Von neuem brach sie in einen Weintrampf aus,



Im Garten des Missionsseminars St. Bonifaz, Schurgast

Photo: Kurt Gröger, Briesg

Immer wieder legte sie das Ohr auf Ursels Herz. Aber nicht der leiseste Hauch verriet noch Leben. Das Wasser konnte nicht in so kurzer Zeit den Tod herbeigeführt haben. Das Herz mußte bei der letzten verzweifelten Gewaltanstrengung im Zurückstoßen in die Strömung versagt haben.

Opfertod.

Das Herz von zweifacher Opferbereitschaft erfüllt, war die schwarze Ursel heimgegangen in das Land, das für ihr unruhiges Herz den ewigen Frieden hatte.

Ruth weinte, als sie in das entstellte Gesicht, in die starren Augen sah, als sie die Hand auf das tote Herz legte, in dem noch vor einer halben Stunde vulkanischer Haß und selbstvernichtende Liebe so nahe

wannte zu der Leiche hin und griff nach Ursels beiden Händen.

„Ursel! Ursel!“ schrie sie wild. „Ursel, du tot? Mein Kind hast du mir gerettet — und ich hab' dich gequält! Ursel!“

Der Arzt nahm die Fassungslöse beim Arm und führte sie fort. Auch Ruth ging bald, um Anstalt zu treffen zu Ursels Überführung.

Melitta weinte schmerzlich auf, als sie das Schreckliche hörte. Frau Professor Schnittger wurde ganz fahl und zitterte, als Ruth den Hergang erzählte. Sie war keines Wortes fähig. Mit unsicheren Schritten ging sie hinaus — und schloß sich auf ihrem Zimmer ein. Mit dem Abendzuge reiste sie, ohne von Ruth persönlich Abschied genommen zu haben, nach

München heim. Aber Ruth erhielt am nächstfolgenden Tage einen Brief von ihr, der sie mit einer ersten Freude erfüllte. Sie hatte das Empfinden, als hätte Frau Karitas erst jetzt auf jene stolze, strenge Stirn den Weihfuß gedrückt. . . .

Ruth und ihre Angehörigen und Freunde waren ergriffen, da sie sahen, wie die Kinder und so viele andere um Ursel trauerten. Sie selbst empfand den Verlust schmerzlich. Aber durch ihre Trauer ging ein tieftröstender Gedanke, wie ihn ein Schiffer haben mag, wenn er ein mit Wogen und Wellen schwer ringendes Schifflein, ob auch zu früh, in einem sichern Hafen landen sieht.

„Ursel, Kind der Stürme und Kämpfe, dir hat Gott wohlgetan! Hättest doch nicht Ruh noch Raht gefunden hier. Das hat der Ewige gewußt. Dein Blut wolltest du geben, dein Leben hast du gegeben! Nun ruhe aus im Frieden! . . . Glückliche Ursel!“

Die Tage gingen dahin. Viel zu rasch für alle jene, die mit Schmerz an den Abschied Vater Werners dachten. Reinert litt manchmal an elegischen Stimmungen. Er war innerlich dem Freunde immer näher gekommen und mochte nicht an sein Fortgehen denken.

„Es ist doch ein eigen Ding uns Leben,“ meinte er einmal bei einem Spaziergange. „Der erste große Teil ist dem Streben, dem Hoffen, der großen Erwartung geweiht und dem Aus schauen nach dem Wunderglücke, das das Leben sicher einmal bringen wird. Kaum auf halber Lebenshöhe beginnt bereits das Rückwärts schauen und Zurücksehnen nach den Zeiten, da wir vorwärts sehnten und strebten. Ein bewußtes Gegenwarts glück scheint es kaum zu geben. Oder es ist ein Phantom, das, da wir es zu besitzen glauben, schon zerronnen ist.“

„Gernach, mein Freund! So schlimm ist es nicht. Mir scheint, du hast einmal zur Abwechslung vom Welt schmerz unserer alten Weisen getrunken,“ lächelte Herbert. „Aber in etwa hast du recht. Unsere christlichen Philosophen ergehen sich ja auch in solchen Betrachtungen. Aber in ihrem Munde wirken sie versöhnlicher, weil von Hoffnung durchleuchtet. Lassen wir das Zeitrad nur immerhin sich drehen. Wenn die Spule abgelaufen ist, kommt die zeitlose Ewigkeit. Da gibt's nur noch ein bewußtes ‚Jetzt‘ und ‚Heute.‘ Und nun, so steck' dein tragisches Gesicht in die Tasche. Die Sonne spottet dir drüber!“

Reinert lachte, tat einen abgrundtiefen Atemzug und war wieder der alte.

„Hast du lange nichts von den Bundesbrüdern gehört?“ fragte Herbert. „Es waren doch eigentlich zum größten Teil liebe Kerls. Ich habe in meinen stillen Missionsstunden noch oft an sie und die Münchener Zeit gedacht. Und an die manchmal ganz schlimmen Streiche der ‚Fidelitas!‘“

„O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!“ Reinert tat einen weiteren Seufzer aus Heimwehtiefen.

„Ja, da ist der lange Hopf. Soviel ich weiß, sitzt er in einem Dorf im Oberland als medizinische Autorität. Die Chirurgie sagte ihm nie so recht zu. Nun verschreibt er seinen Bauern hie und da ein Rezept gegen Sicht und Bräune und spielt des Abends mit Pfarrer und Magister Tarock. Ganz nach seinem Herzen. So erzählte mir Tilling vor seiner Abreise nach Argentinien. Ja, Tilling, unser Organisationsfanatiker! Er hatte immer himmelstürmende Pläne, wie Helmuth und du. Nur, daß er nicht, wie du, die Jenseits-, sondern die Diesseitskultur in die Urwälder trägt.“

„Und Halder, der ‚Reim?‘ Spickt er immer noch das ganze Universum mit seinen Versen und Zitaten?“

„Er reimt nicht mehr, der arme Kerl. Er ist krank. Ein mütterliches ererbtes Leiden. Dieser Allerweltsbürger, dem die Besten nie zu schade sind! Und immer noch sind wir bis zu einer gewissen Grenze ohnmächtig. Alles Wissen und Können bleibt Stückwerk.“

„Wir müssen den Reim besuchen. Du gehst doch mit?“

„Selbstverständlich. Er wird einen Heiden Spaß haben.“

„Dann der kleine Edeling? Immer noch die Kubikwurzel vom ‚Goliath?‘“

„Mit Vergnügen. Goliath schrieb, daß es ihm gut gehe. Er ist nämlich zur Ernährungsweise seines allerfrühesten Daseins zurückgekehrt, da ihm ja unser harmlosestes ‚Münchener‘ nie recht bekommen wollte. Er ist Landwirt und in seines Vaters großem Molkereibetrieb der beste Gast. Goliath hat ihm zu seinem launigen Geburtstage, 1. April, den Prospekt vom allerneuestem System Milchjaugflaschen zugesandt. Der Kleine konnte einen Spaß immer gut vertragen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte er sich den Witzbolden gewachsen und sehr erkenntlich. Lud alle erreichbaren ‚Fidelitisten‘ zu einem Jagdtag auf das Gut seines Herrn Papa. Ich war damals leider nicht erreichbar. Parfing erzählte mir später von dem Manöver. Nach einem opulenten Souper ist die Nemesis furchtbar über die Sünder hereingebrochen. — Auch Parfing und der

diese Uhl hätten nämlich ihren Senf zu dem Komplott geliefert. — Edeling muß vorher eine ganze Schar Teufelchen in die prachtvoll etikettierten Weinstaschen haben schlüpfen lassen, denn nach dem ersten Pöfal perlenden Nektars ist die ganze Gesellschaft 'selig' gewesen, seliger als Edeling je im Münchner Hofbräu. Und das will was heißen. Ein paar Schluck weiter alle, mit Ausnahme des verschmigten Gastgeber, lallend und lachend in des Schlafgottes Arme, wie sich's gerade machte, auf und unter die Polster. Goliath hat schauderhaft gewettert, als er als letzter am andern Morgen wach wurde, um die erste Stunde, und den Kleinen bei seinem Glase frischer Milch sitzen sah. Die Geschichte hat Edeling und seinem Herrn Papa, einem prächtigen alten Herrn, unbändigen Spaß gemacht."

"Haben die Geleimten sich nicht gerächt?"

"Doch. Parking hat sich hinter die alte Mamsell gesteckt und sich mit einem Pülverchen bei des Kleinen Milchanne zu schaffen gemacht. Aber der schlaue Kerl hat Witterung genommen, oder die Mamsell ist nicht mündicht gewesen. Mit dem langen Schlaf, den sie dem Missetäter zugedacht hatten, hat's nichts gegeben. Dafür hat Uhl aber heimlichweise die Patronen aus Edelings Jagdgewehr genommen und Schweizerpillen hineingesteckt. Ob der Kleine am andern Tage auf der Karnickeljagd allzu große Beute gemacht hat, haben die drei nicht mehr erfahren."

Herbert lachte herzlich. "Also immer noch die alten Schwerenöster! Bravo! Laßt den Humor, diesen fröhlichen Knaben, nur nicht zum Waisenfinde werden!"

"Schade nur, daß du nie mehr mit dabei sein kannst! Kehrst nimmer wieder, goldene Zeit ... ! Alles dahin!"

Reinert machte ein verregnetes Gesicht. Werner lachte ihn aus.

"Also doch Weltsehmerz? Laß andern den Lenz. Auch der Sommer ist schön. Und der Herbst mit Weinlese und Erntefest."

"Ja du! Auf euren Bergen scheint immer die Sonne. Aber wir in den Tälern! Doch meinetwegen. — Ich bin zufrieden."

— — — — —

Alles Glück hienieden, ob noch so hehr und heilig, ist zum Vergehen geboren. Und so kam nach Wochen wiederum ein Scheidetag, diesmal wohl fürs Leben. Ein lebendiges Sterben schien dem Justizrat und seiner Gattin dieser Abschied. Sie fühlten es beide, das dunkle Tor der Ewigkeit.

stand mit seinen Geheimnissen zwischen Trennung und Wiedersehen.

Diesmal fuhren beide mit zum Hafen. Ruth blieb nach mutigem Abschied allein am See zurück.

Herbert sah mit ganz andern Gefühlen den Heimatstrand entschwinden als damals. Als er von hoher See den beiden stillen Menschen den letzten Gruß zuwinkte, da war trotz aller Wehmut in seinem Herzen ein Stück jenes Friedens, „der alle Begriffe übersteigt."

Erst als er sich in seine Kabine zurückzog, traf er den Bruder, welcher sein Gefährte für die Neugründung werden sollte. Wegen schwerer Erkrankungen in seinem Kloster war dieser erst am letzten Morgen, kurz vor der Abfahrt des Schiffes, zum Hafen gekommen. Er hatte Pater Werner beim letzten Abschiednehmen nicht stören wollen und war allein und unbemerkt zu Schiff gegangen.

An der Türe seiner Kabine kam er ihm entgegen und bot ihm seine Dienste an. Pater Werner stugte — und traute seinen Augen nicht. Narrten ihn Gespenster am hellen Tage, oder war hier ein dreistes Doppelgängertum im Spiele —?

"Bruder Rudolf!" entfuhr es ihm in maßlosem Staunen.

"Jawohl, Hochwürden. Es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen."

"Aber — wie ist das möglich?" Der Bruder lächelte. "Im Reiche der Gnade ist alles möglich."

"Aber —?" Pater Werner sah an seinem schlichten Bruderkleide herab. Frater Mehren verstand und lächelte ernst:

"Einst wollte ich der erste sein, — warum sollte ich's nun nicht einmal als letzter versuchen?"

Pater Werner wußte nicht, worüber er mehr staunen sollte, über die Gnadenwege der Vorsehung oder über die Demut dieses Mannes, der nun die einst so stolze Stirn vor denen beugte, über die er einst überlegen hinweggesehen hatte.

Er schaute ihm voll Bewunderung ins Gesicht, das noch die Spuren jahrelangen Kampfes trug. Und schüttelte ihm herzlich die Hand.

"Wie mich das freut, Sie wieder als einen der Unsern zu sehen! Ich habe Sie nie vergessen können."

"Ich habe es immer gefühlt in jener ruhelosen Zeit, da ich — draußen war, daß für mich gebetet wurde. Ich suchte das Glück — und wenn ich glaubte, es zu halten, zerrann es mir in den Händen. Ich

fühlte mich im Banne einer höheren Macht, der ich nicht enttrinnen konnte und, als die Unrast am höchsten war, auch nicht enttrinnen wollte. Ich weiß es nun, daß die Welt keinen Frieden geben kann, weil sie keinen hat. Da, wo ich einst hätte ausharren sollen, da habe ich ihn endlich gefunden."

"Aber wird Ihnen diese Art Arbeit nicht zu schwer? Ich meine, weil sie ungewohnt ist?"

"Was man aus Liebe tut —", gab Mehren lächelnd zurück. "Ich habe es erfahren, daß bei uns im Kloster das Kräutlein Gehorsam bei weitem nicht so bitter schmeckt wie draußen die süße Freiheit."

"Ja, ja, Sie haben recht. Der Gehorsam ist eine Fessel, die uns frei macht."

Pater Werner war ergriffen. Er hatte einmal durch Bekannte von Mehrens Nürnberger Zeit gehört, von seiner Beliebtheit und seinen glänzenden Aussichten in der Gesellschaft. Auch von seinen Beziehungen zu Birkholtz und seiner starken Eigenart hatte er erzählen hören. Aber dieser Ausgang nun übertraf alle seine Erwartungen. Er hatte keine Ahnung gehabt von seiner Rückkehr zur Zelle.

Lange saßen die beiden Missionare an diesem Reisetage zusammen im Austausch beiderseitigen Erlebens. Tief ließ Bruder Mehrens den priesterlichen Gefährten hineinschauen in seine durch tausendfaches Schwanken und Ringen und Streben hin und her bewegte Seele. Auch die Namen Heltorf und Birkholtz streifte er einmal flüchtig. Näheres über seine Beziehungen zum Hause Birkholtz erfuhr Pater Werner nicht von ihm.

Er dankte Gott im stillen für diese Gnadentat. Ihn selbst erfüllte sie mit noch größerer Begeisterung für seine Sendung.

Im Fluge ziehen die Jahre ihre Bahn.

In der Villa am See ist es einsam geworden. Innerhalb eines Jahres stand Ruth Heltorf an zwei teuren Bahnen. Werner und seine Gattin haben ihren lieben Sohn nicht wiedergesehen. In ihrer Familiengruft, umrauscht von Lebensbäumen, ruhen sie im Frieden Gottes. Und in ihrer Nähe hat auch Frau Reinert nach einem liebedurchsonnten Lebensabend ein stilles Plätzchen gefunden.

Nur die Erinnerung wohnt noch mit Ruth im großen Hause am See, darin jeder Winkel ihr erzählt von geliebten gu-

ten Menschen, die hier lebten — und dahingingen.

Die Eltern hatten es ihr auf Herberts ausdrücklichen Wunsch als ausschließliches Eigentum hinterlassen. Was aber sollten ihr die weiten Räume, der große Park? Für Fremde war es zu teuer. Und deshalb schenkte sie es dem, dem es nach Gesetz und Recht hätte zu eigen sein sollen, Herbert und seinen Brüdern. Ein Ruheort sollte es werden für die, die müde und alt und krank heimkämen aus des Herrgotts steinigten Weinbergen.

Heute kam Ruth von ihrem täglichen Besuch am Grabe der Eltern zurück. Auf der Bank unter den hohen Lebensbäumen ruhte sie täglich ein Weilchen aus von ihrem ganz der Liebe geweihten Tagewerk und erzählte den beiden lieben Menschen, die drunten ruhten, was sie erlebt hatte unter ihren Kleinen und Kranken und Armen. Nachdem ihr im Kirchlein der Gottessegnen, unter den Zypressen der Elternsegnen geworden ist, ging es dann allemal zu einem Dämmerstündchen ins Kinderheim, auch diesen Schattenkindern von ihrer Sonne zu bringen.

Wo Justizrat Werner einstmals ein Schloßchen hatte sehen wollen, wo der Park den See berührt, da hatte Ruth sich ihr kleines Heim geschaffen. — Ein Gartenhaus, um einige Räume erweitert, das ist ihr Schloßchen.

In der blauen Villa hat ein friedlich-sonniges Glück seine Heimstadt. Eine junge, hoffnungsvolle Generation blüht an den grünen Ufern des Sees auf. Die weißblaue Gondel liegt nicht mehr gefesselt, und die Rosen im großen Park blühen lachender, seit die junge Reinertschar in den weißen Kieswegen spielt und tollt.

Frau Melittas Herz hat das Glück immer weiter gemacht, sowohl für die eigenen fünf wie auch für die kleinen Opfer trauriger Geschehnisse, die der geliebte Mann ihr immer zahlreicher ans Herz legt.

Durch Dr. Reinerts Haar wagen sich schon die ersten Silberfäden. Er ist glücklich, so wie es Menschen sind, die einmal eine volle Ernte in die ewigen Scheuern einzubringen gedenken. Sein Lebenswerk sucht in Leitung und Organisation seinesgleichen. Er weiß es nun, es war nicht das blinde, launige Schicksal, das am Steuer seines Lebensschiffleins saß, sondern die alles recht denkende und recht lenkende Vorsehung.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben